

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Nr. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 203.

Mittwoch, den 1. September 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Politische Rundschau. Deutschland.

Am Todestage Ferdinand Lassalle's wird sich heute wieder überall, wo es eine Sozialdemokratie giebt, die Arbeiterschaft zusammenschließen, um einige Stunden dem Andenken des Mannes zu widmen, der uns das leuchtende Schlachtenbanner des allgemeinen und gleichen Wahlrechts entrollt hat; des Mannes, dessen Nebenstürme entfesselten, Stürme von Begeisterung bei denen, deren Noth er seine Kräfte dienstbar machte, Stürme des Hasses und der Verfolgung bei denen, die in dem Miesgeist dieses Mannes die ernste Gefahr für ihre Ruhe erkannten. Wohl kein zweiter hat in den Kämpfen des modernen Sozialismus in einer verhältnismäßig kurzen Zeit einen so entscheidenden Einfluß auf die Bewegung auszuüben vermocht, wohl kein zweiter eine so nachhaltige Wirkung hinterlassen. Sein „Arbeiterprogramm“, sein „Arbeiterlesebuch“ gehören durch den unerreichbaren Glanz der Diktion, durch die ägende Schärfe der Satire, durch ihre unerbittliche Logik noch heute zu den besten Propagandaschriften für unsere Partei. Wenn die Partei so groß und mächtig geworden ist, wie sie heute dasteht, so hat sie das in erster Reihe mit Lassalle zu verdanken, der die Basis geschaffen hat, von der aus das deutsche Proletariat die Bühne des politischen Kampfes betreten hat.

Ueber die Wahlparole bei den nächsten Reichstagswahlen finden unter den bürgerlichen Parteien gegenwärtig lebhafteste Auseinandersetzungen statt. Der Kernpunkt des Streites ist die Frage, ob die Marinefrage zur Wahlparole erhoben, bezw. zu gebrauchen sei. Die „Voss. Ztg.“ glaubt Anlaß zu der Annahme zu haben, „daß an einflussreichen Stellen ein Plan gewichtige Fühlspitze finde, wonach die Marinefrage dergestalt zur Wahlparole gemacht werden soll, daß der Reichstag wegen der Ablehnung irgend einer Forderung für die Kriegsstotte aufgelöst und Deutschlands Machtstellung zur See das Schlagwort wird, nach welchem sich bei den Wahlen die Parteien gruppieren.“

Das freisinnige Blatt hält diesen Plan für begreiflich und nach Lage der Verhältnisse auch gar nicht thöricht. „Denn die Beziehungen der Regierung zur Wählererschaft sind augenblicklich so eigenthümlich, daß auf eine oppositionelle Mehrheit gerechnet werden muß, wie sie der Reichstag überhaupt noch nicht gesehen hat.“ „Was also wäre natürlicher als das Bestreben derer, die dem „allerneuesten Kurs“ folgen, die beweglichen Massen von dem Zug nach links zurückzuhalten? Als solches Mittel erscheint, da augenblicklich eine Militärfrage nicht auf der Tagesordnung steht, die Marinefrage. Das ist das Gängeband, mit dem man die national-liberale Partei vielleicht zur Regierung zurückführen kann — vielleicht; denn daß alle nationalliberalen Wähler so beschränkt und verblendet sein könnten, über der Marinefrage alles zu vergessen, was in der jüngsten Zeit geschehen ist und in den nächsten fünf Jahren geschehen kann, ist uns mindestens zweifelhaft. Aber gewinnt die Marinefrage im nächsten Wahlkampf eine nennenswerthe Bedeutung, so kann sie wenigstens einen Theil der Wählererschaft, die bisher als Hülfstruppe der Linken angesehen werden durfte, wieder veranlassen, der Rechten Vorkampfdienste zu leisten. Das ist die Spekulation der Rathgeber, die sich entscheidenden Einfluß auf die Reichsregierung zuschreiben.“

Um diese Spekulation zu durchkreuzen möchte die „Voss. Ztg.“, noch mehr aber die Freisinnige Vereinigung die Marinefrage aus dem Wahlkampf ausschneiden. Aus Angst vor den Wahlen haben die Nicker und Konferten schon ziemlich unverblümt ihr weites Entgegenkommen gegen die Flottenpläne bekundet. Welche treibenden Motive dabei obgewaltet haben und wie verkehrt diese aus der Furcht geborene Taktik ist, das zeigt die ultramontane „Königliche Volksztg.“ sehr treffend auseinander, indem sie schreibt:

„So oft die Regierung jetzt noch den Reichstag aufgibt hat, weil er ihr den Willen nicht thun wollte, ist es den Liberalen, speziell den Links-Liberalen, schlecht ergangen. Ihre Truppen sind zu unverschlüsselt und können dem Aufgebote des gesamten Regierungsapparates mit Kriegs-Tamtam nicht Stand halten. Das letzte Mal hatte freilich die Regierung nur mit

Mühe und Noth gesiegt. Die Mehrheit der Wähler hat sogar gegen die Militär-Vorlage gestimmt. Nur der Unfall der Antisemiten hat die Annahme der Vorlage ermöglicht; aber die Regierung hat doch schließlich ihren Willen gehabt, und darauf kommt es an. Somit ist es begreiflich, wenn die Freisinnige Vereinigung eine Scheu vor der Wiederholung eines Wahlkampfes wegen Wehrfragen empfindet.

„Allein trotz aller Erfahrungen liegt grade jetzt gar kein Grund vor, die Flinte ins Korn zu werfen, zumal schon solange vor der Schlacht. Die Wahlen von 1893 sprechen doch auch dafür, daß es für die Regierung sehr gefährlich ist, die Kraftprobe noch einmal zu machen. Man kann da wirklich von einem Pyrrhus-Sieg reden; sie hat ihre Kraft dabei erschöpft und kann das Experiment kaum wiederholen. Vor allem muß man nicht vergessen, welche Unsumme von Mißvergnügen sich im Reich inzwischen angehäuft hat, das sich bei den Wahlen gegen die Regierung Luft machen will. Es kommt hinzu, daß die Masse des Volkes, namentlich in Süddeutschland, der Marine viel gleichgültiger und verständnisloser gegenüber steht, als dem Landseere, dem fast jeder Wähler angehört hat. Also es liegt gar kein Grund vor, das Herz in die Hosentasche zu lassen.

„Wenn man schon jetzt unter den Links-Liberalen (gemeint sind die Anhänger Rickerts) Stimmung für die Regierungsforderungen zu machen bemüht ist, die Angst vor den Wahlen bekundet, so heißt das nur, die Regierung zu recht kräftigem Fordern aufzumuntern und in ihr den Glauben erwecken, sie dringe durch, wenn sie nur recht kräftig auftritt. Im Centrum wird man jedenfalls nach wie vor unerlösen Flottenplänen unbedingten Widerstand entgegenzusetzen. Daß die Flotte nach und nach vergrößert werden muß und daß Verschiedenes, was man in diesem Jahre gestrichen hat, später bewilligt werden kann, ja, daß man in einem Jahre auch mal besondere Anstrengungen machen muß, um früher Versäumtes nachzuholen, Alles das erkennt das Centrum an. Aber es widerspricht allen Plänen, Deutschland eine Flotte ersten Ranges zu verschaffen, „Weltpolitik“ zu treiben oder auch nur Sprünge zu machen, die über die Finanzkraft des Landes hinausgehen. Kluge Leute, die sich über den Besuch des Herrn von Miquel bei Dr. Lieber durchaus den Kopf zerbrechen wollen, vermuten jetzt, der Minister habe den Centrumsabgeordneten für die Flottenpläne gewinnen wollen. Es ist möglich, daß darüber gesprochen worden ist, allein wenn Herr v. Miquel sich einreden sollte, das Centrum sei gewonnen, so würde er sich gerade so täuschen, wie vor ein paar Jahren in Bezug auf die Reichsfinanzreform.“

Der flottenbegeisterte „Hamb. Corresp.“ hält den Theil der Auslassungen, welcher die Nothwendigkeit allmählicher Vergrößerung der Flotte anerkennt, für das Bemerkenswerthe. Das heißt: man hofft, das Centrum werde sich in der Bewilligung möglichst weit drängen lassen. Leider ist die Hoffnung nach früheren Erfahrungen nicht unberechtigt.

Im Uebrigen wird es nicht von der Regierung allein abhängen, ob sie die Marinefrage zur Wahlparole machen will. Die Parteien können und dürfen nicht hindern, daß in den Wahlkämpfen die Marinefrage einer ausgiebigen Erörterung unterzogen wird. Aber sie können verhindern, daß durch die Marinefrage alle anderen wichtigen Fragen, die Gründe zu scharfer Opposition gegen die Regierung und die Junker ergeben, bei Seite geschoben werden.

Eine politische Maßregelung ist einem Reserveoffizier widerfahren. Nach einer Mittheilung der „Zeit“ hat Dr. W. Ruprecht in Göttingen seinen Abschied als Reserveoffizier erhalten und zwar auf Antrag des Bezirkskommandeurs, weil er nicht aus dem nationalsozialen Verein austreten wollte. Ruprecht gehörte bereits seit 18 Jahren der Reserve seines Regiments an, hat zahllose Uebungen mitgemacht und besaß seit einigen Jahren die Qualifikation zum Hauptmann. Daß persönlich oder dienstlich gegen ihn nicht das Geringste vorliegt, hat ihm im Laufe einer Unterredung im Mai der Bezirkskommandeur selbst versichert. Das erste Abschiedsgesuch wurde von dem Major Schönbeck wegen der Motivierung beanstandet, weil Herr

Ruprecht darin schrieb, er bitte um seinen Abschied, nachdem ihm die Wahl gestellt sei, entweder seine politische Thätigkeit als Mitglied des betreffenden Vereins aufzugeben oder auf seine Stellung als Offizier zu verzichten, da er seiner ehelichen Ueberzeugung nach dem Kaiser und Vaterland besser durch jene Thätigkeit dienen könne, als wenn er noch einige wenige Jahre dem Heere angehöre. Der Bezirkskommandeur wies dieses Gesuch zurück mit dem Bemerkten, der nationalsoziale Verein habe seiner Zeit die streikenden Hamburger Hafenarbeiter unterstützt und damit sich in direkten Gegensatz mit den darüber bekanntgegebenen allerhöchsten Ansichten befunden. Die Begründung des Abschiedsgesuches enthielt somit eine Belebrung an den Kaiser und könnte desshalb nicht eingereicht werden. Das Gesuch wurde dann ohne die beanstandete Motivierung wiederholt.

Drei „Entwichene“. Die „Volks-Zeitung“ schreibt: Wie war's doch einst so schön! Nämlich für die „Herren“, die Junker, die Rittergutsbesitzer, zumal im gesegneten Mecklenburg! Einst! wo das Recht des „Hülfsungewen“ die Erlaubniß zum Wohnen, die Wohnung und das Niederlassungsrecht den Tagelöhner zu einem rechtlosen und unfreien Mann herabdrückte. Die Verweigerung der Hülfsung verdammt den ländlichen Arbeiter, das männliche Gesinde, zur Ehelosigkeit; die Entziehung stieß die Familie ins Elend hinaus. Ja, damals! Da waren sie übermüthig, die Herren Ritter, da verweigerten sie dem Johann Schütt die Hülfsung, trotzdem er ehrlich und „in der Arbeit de Best“ war; denn „sei habb'n all so viel Arbeitslud“. Und deshalb durfte in den fürstlichen Landesanteile keiner ziehen, der im ritterschaftlichen geboren war. Wer konnte sie nicht, die schweren Anklagen Freiherr's gegen die willkürliche, hochmüthige Herrenwirthschaft der Ostelbier, der die Landsgesetze so bequeme Handhabe boten, die eifernde Geistliche so getreulich stützten! Flucht über's Wasser schien die einzige Rettung für die Muthigen, Hundedemuth für die getreuen Frohndiener.

Und heute? Die Gesindeordnung vom Anfang des Jahrhunderts gilt noch immer für ländliche Arbeiter, und wenn selbst Damen, die „in Frauenbewegung machen“, ihre Verschärfung noch heute verlangen, kann man da ihre Aufhebung von den „Herren“ verlangen?

Aber die böse Freizügigkeit giebt dem tüchtigen ländlichen Arbeiter die Möglichkeit, sich der Knechtschaft seiner heimathlichen Scholle zu entziehen, und er hat es allmählich auch begriffen und langsam, aber sicher mehr und mehr das Bedürfnis danach empfunden. „Frei soll heissen!“ rief Johann Schütt der jungen Generation zu. Und nun haben die „Herren“ nicht mehr „all so viel Arbeitslud“, nun soll der Staat Arbeiter, sekhafte Arbeiter herbeschaffen. Sie sollen auch „Hülfsung“ bekommen, und wenn es nur eine Erbpacht, ein Rentengut oder etwas ähnlich Verlockendes ist. Selbst in die eigene Tasche will man greifen, natürlich mit Vorsicht und nicht zu tief, und man hat zum Beispiel in Oesterreich neuerdings ein verschmitztes System, Unteroffiziers-, Pardon-Gesindeprämien für langes Aushalten auf einem Hofe, ausgesonnen, das schließlich in einer Art Pension gipfeln soll, wozu selbstverständlich dem Arbeiter sein gerüttelt Maas voll vorher abgetropft worden ist. Ein feines Plänchen, das vermuthlich bald auch den Bund der Landwirthe begeistern und seines jungen Direktors Thakraft eine neue Richtung geben könnte. Nun werden Arbeiter selbst aus russisch-Polen ins „Fürstliche“ oder „Ritterschaftliche“ nicht bloß hereingelassen, nein, mit schweren Kosten geholt, ja man scheut nicht einmal mehr den vererblichen Zuzug aus dem ländlichen, entnernten — Berlin! Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht!

Nicht eben gern befassen wir uns mit dem launischen Wandel der Zeit, aber eine einfache Bekanntmachung hat es uns angethan. In ihr spricht die Sehnsucht eines feudalen Herrn nach seinen lieben Berliner „Hofgängern“ eine so deutliche Sprache, daß man aufrichtig ergriffen ist. Es steht da nämlich im „Rostocker Anzeiger“ vom 21. August folgendes Denkmal treuen Gedenkens und ritterschaftlicher Anhänglichkeit:

Aus ihrem Dienste im Gute Bierzow, Ritterschaftsamt Wredenhagen, sind am 17. d. M. entwichen:
1. Hofgänger Paul L., geb. 24. Mai 1863 zu Berlin. Statur: klein, Haare: hellblond, Augen: blau, Schnurrbart: blond und hart;
2. Hofgänger Robert W., geb. 12. August 1869 zu Berlin. Statur: mittel, Haare: blond, Schnurrbart: hell und schwach;

von der Konstruktion der Maschine und speziell der des Schloßes abhängt, so beantragten die mit dem Strafmandat „beglückten“ Lokomotivführer richterliche Entscheidung. Die Sache sollte vor dem zuständigen Amtsgericht Oranienburg zur Entscheidung gebracht werden. Termin zur Hauptverhandlung war bereits angefezt, doch ist derselbe plötzlich aufgehoben worden, weil sich die Eisenbahnbehörde der Sache angenommen hat. Da der Eisenbahnminister den Polizeibehörden und den Gerichtsbehörden Befehle nicht ertheilen kann, so bleiben nur die beiden Möglichkeiten übrig, daß der Amtsvorsteher die Strafmandate aus freien Stücken zurückgezogen oder daß der Eisenbahnminister den Kompetenzkonflikt erhoben hat.

Die Wahlsagittation in West-Preußen beginnt erst und schon wird unserer Partei gegenüber strotzt das Geschäft der Saalaktreibererei praktiziert. In Lenz, wo der Kandidat unserer Partei, Genosse Finkbe, kürzlich Sonntags sprechen sollte, erklärte der Wirth Tags vorher, daß er den Saal nicht hergebe. Am kommenden Sonntag sollte in Pulkitz eine Versammlung abgehalten werden, auch da erklärte jetzt der Wirth, daß keine Versammlung bei ihm tagen könne. In den mehr als hundert Dörfern des Kreises haben unsere Genossen nur ein Lokal und zwar in Wittenberge.

Der Hochwasserschaden im Königreich Sachsen soll nach vorläufigen Abschätzungen 10 und eine halbe Million betragen.

Bestrafte Unvorsichtigkeit. Ein Fremder, der am letzten Mittwoch bei einer Bank in Frankfurt a. M. einen hohen Gelddbetrag erhob und darauf in einer Wirthschaft in der S-gasse einkehrte, hielt, als er seine Beche bezahlte, einen Tausendmarkschein hin. Ein neben ihm sitzender Gast erbat sich den Schein, weil er angeblich so etwas Seltenes noch nie gesehen, geschweige in seinen Händen gehabt hätte; dasselbe Verlangen äußerte auch ein zweiter und dritter Gast. Plötzlich stürzten die Beschauer mit dem Schein zur Thür hinaus und verschwanden. Der Fremde hatte das Nachsehen, da die Diebe bisher nicht ermittelt werden konnten.

Schüler als Treiber bei Jagden. Der Weissenfelder Kreisinspektör erinnert an eine allgemeine Anweisung der Merseburger Regierung, der zufolge nur Schüler, die das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt haben, und zwar nur mit Genehmigung der Eltern und an nur einem Tage in der jährlichen Jagdzeit beurlaubt werden dürfen. Diese Instruktion ist, ebenso wie der Hinweis auf sie, sehr notwendig, da sie bekanntlich oft außer Acht gelassen wird. Die Verfügung geht aber gar nicht weit genug; Treiberdienste sollten den Schülern an einem Schultage überhaupt nicht gestattet werden. Wozu ist denn die Schule da? Wie soll der Schüler-Treiber das Versäumte nachholen? Wie kärglich wird nicht seine nicht ungeschickliche Dienstleistung gelohnt? Brauchen die jagd-lustigen Herren Treiber, nun, so nehmen sie sich Arbeits-lose: an denen mangelt es nicht.

Neue Hochwassergefahr meldet ein Telegramm aus Prag vom 27. d. Mts.: In Folge von Regengüssen, die in den letzten Tagen niedergegangen sind, sind die Wasserläufe gestiegen. Die heutigen Frühstände sind: Kruman 40, Karolinenthal 157, Brandeis 74, Melnik 112, Leitmeritz 84, Prag 71, Aussig 140, Teischen 124.

In Wien ereignete sich unlängst folgender komische Vorfall. Ein noch nicht recht festsitzender Radler machte während der Fahrt den Versuch, sein Taschentuch mit eleganter Leichtigkeit zu ziehen. Das Rad gerieth jedoch bei diesem Wagemuthe derart ins Schwanken, daß der unglückliche Fahrer in seiner Angst und Verwirrung mit dem flatternden Taschentuche statt seiner eigenen Nase die eines harmlos vorüberfliegender Passanten ergriß, mit der Kraft der Verzweiflung festhielt und nicht eher losließ, als bis ihn der vor Schmerz jammernde Netter

vom Rade heruntergehoben hatte. Und in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerz und vor Freude! —

Fünf Kinder verbrannt. Aus Szegedin kommt die Kunde von einem entsetzlichen Unglück, dessen Schauplatz die Ortschaft Alt-Szivar gewesen ist. Fünf Kinder waren dort mit Rosten von Mais beschäftigt. Plötzlich fing die Hitze, in der sie saßen, Feuer. Sie stürzten in einen Strohschuber; in wenigen Augenblicken aber stand auch dieser in Flammen, und die Kinder, vier Knaben und ein Mädchen, verbrannten zu Asche. Die Väter arbeiteten auf dem Felde. Als sie den Flammenschein bemerkten, eilten sie nach Hause, und der Eine von ihnen, als er sah, daß seine zwei Kinder verbrannt waren, stürzt sich aus Verzweiflung in die Flammen; er konnte jedoch gerettet werden.

In Petri im Aban-Tornaer Komitate (Ungarn) erhängten sich zwei junge Mädchen beim Grabe ihrer Mutter, weil ihr Vater eine Ehe mit einem jungen Mädchen eingegangen war.

Der Berner Stierprozess. Man schreibt der „Frankf. Zeitung“ aus Bern: Der Kanton Bern hat — ein Schrecken der Rechtschenden und die Wonne der vielen Advokaten — recht alte und komplizierte Prozessformen. Das zeigt sich an einem wegen eines Buchstellers entstandenen Prozess. Ein Aargauer Buchstellershalter hatte im Berner Oberland einen Buchstier gekauft und zwischen ihm und dem in Erlenbach wohnenden Verkäufer entstand ein Rechtsstreit. Der Prozess wird von den b. n. s. Gerichten geführt. Welche schwere Opfer der Käufer des Stiers bis jetzt zu bringen hatte, erhellt aus folgenden Zahlen: Advokatenkosten 3000 Franken, Futterkosten während zwei Jahren 1700 Franken, Gerichtskosten 1500 Franken. Rechnet man dazu die Ankaufskosten des der Simmenthaler Race angehörenden Stieres sowie die Reisen, die der Käufer zu den Gerichtsverhandlungen in Wimmis (Kanton Bern) machen mußte, so dürfte der Stier zur Stunde nahezu 10000 Franken kosten. Der Stier wiegt 2775 Pfund. Das durch den Prozess berühmt gewordene Thier steht in der Obermühle in Nellingen (Kanton Aargau). Das Berner Intelligenzblatt bemerkt, ein ähnlicher Prozess sei vom Amtsgericht Waldbut in drei Monaten entschieden worden, während der Berner Stierprozess in der langen Zeit von zwei Jahren noch nicht habe zu Ende geführt werden können. —

Das höfische Sitten leicht zu erlernen sind, hat Felix Faure in Rußland bewiesen und er hat, obwohl er ohne Kürassier- oder Marineuniform erschien, auf die Menge einen großen Eindruck gemacht. Auch russisch hat er gesprochen! Als er am 24. August, Morgens, aus Peterhof in Peterhof eintraf, erwartete ihn eine Ehrenkompagnie. Im schwarzen, offenen Frack, unter welchem er das Band des Andreaskreuzes trug, und hohem Zylinderhut schritt er in korrektester Weise die Reihen der Soldaten ab und begrüßte sie mit den Worten: „Zdravija, molodsti!“ (Befindet Ihr Euch wohl, tapfere Krieger?) Als das Publikum dies hörte — so liebt man im Pariser „Figaro“, welchem dies von seinem „eigensten“ Berichterstatter Gaston Dalmette telegraphirt wird — kannte seine Begeisterung keine Grenzen mehr und es erschollen an Wahn sinn grenzende Zurufe. „Sichtlich bewegt“ (wie dies hergebracht ist) blieb Felix Faure einige Augenblicke stehen und wandte sich der von Freude überströmten Menge zu. Man sieht, was gemacht werden kann, wird gemacht!

Der „Tippst“, einer zum ersten Male in Aufräumen aufgetretenen Landplage, scheint man nun endlich Herr zu werden. Eine ganze kleine Beden („Tippst“) Art war es, welche die rasch zum Tode führende Krank-

heit beim Rindvieh erzeugte. Kein Mittel wurde unversucht gelassen, um der verheerenden Pest ein Ziel zu setzen, und namentlich glaubte man in dem „Dippen“ — dem Benetzen des ganzen Thierkörpers mit Baumwollsamend — ein solches gefunden zu haben. Es erwies sich als ebenso unzuverlässig, wie das strenge Absperrn der Grenze. Endlich entschloß man sich, den Berliner Professor Koch um Hilfe anzugehen. Mittlerweile aber schienen die rastlosen Bemühungen der einheimischen Bakteriologen Dr. Hunt und Mr. Pound zum Ziele geführt zu haben. Zahlreiche Versuche haben ergeben, daß Einspritzungen der Dymophe von erkranktem Vieh ein nahezu sicheres Schutzmittel gegen die Krankheit bilden. Das Mittel wird jetzt in weitestem Umfange angewandt werden. Der Schaden, den Queensland erlitten, ist außerst empfindlich. Ueber 300 000 Stück Vieh hat die Pest weggerafft; manche Farmen sind völlig verödet, wohlhabende Squatter verarmt. Am schwersten litt der Cook-Distrikt, der während der beiden letzten Jahre 68 Prozent seines Viehbestandes verlor.

Die reformirte Lehrer-Prüfung.

Kultusminister: Näher treten! Sie wünschen?
Wittkeller: Ich bin Schullehrer mit 670 Mark und 1/4 Maister Holz Figum. Ich möchte Exzellenz unterthänigst bitten, für mich eine Gehaltserhöhung von 30 Mk. und 40 Scheit Holz bestimmen zu wollen.

Minister: Immer staatsstrenge Bestimmungen gebet? Niemals oppositionelle Schriften gelesen? Niemals Hoffnungen auf Umsturzpartei gesetzt?

Lehrer: O zweifeln Sie nicht, Exzellenz!
Minister: Und wie steht es mit wissenschaftlicher Befähigung? wissen doch, was ich darunter verstehe, kennen doch gewiß gewisse neueste Regulative über Lehrer-Konduiten?

Lehrer: Ich glaube in der That, allen Anforderungen, die der Staat heutzutage an die Lehrer stellt, gewachsen zu sein.

Minister: Wollen gleich sehen; werde prüfen.
Zuerst Rechnen: Wie viel ist zwei mal zwei?

Lehrer: Zunächst vier; aber wenn es Miquel verlangt, auch mehr oder weniger. Zum Beispiel bei Zinsberechnung preussischer Konfols ist zwei mal zwei gleich dreieinhalb im Höchstfalle. Die betreffende Arithmetik hängt überhaupt durchweg von dem Wohlwollen hoher Behörden ab.

Minister: Sehr gut. Wir gehen zur Geographie über: wo liegt Kiel?

Lehrer: Kiel liegt an einem Kriegshafen, der leider infolge parlamentarischer Verstocktheit viel zu wenig Panzerkreuzer herberbergt. Kiel wird aber hoffentlich an einem Kriegshafen liegen, der nach der demnächst zu erwartenden Bewilligung von 300 Millionen die prachtvollste Aussicht auf sämtliche Neubauten des Flottenplanes gewähren wird.

Minister: Vortrefflich! Nun wollen wir sehen, ob Sie auch ebenso gut Bescheid in der Grammatik wissen. Wie bildet man Imperative?

Lehrer: Es lebe Hoffe! Es lebe Tirpitz! Bereat Bebel! Wählt konservativ! Kauff nicht bei Mörgeln! Schmücke Dein Heim mit der „Norddeutschen Allgemeinen!“ Roche mit Gas Rache gegen die Volksverführer! Wähle wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst, zur Bildung einer regierungsfreundlichen Majorität beigetragen zu haben.

Minister: Ganz ausgezeichnet. Sie werden die verlangte Erhöhung erhalten. Außerdem können Sie sich auf einen Rektoratsposten gefaßt machen.

(„Die Zeit.“)

etwas geschmeichelt werden. Es kostet Euch ja nichts, und dann vergeht nicht, was ich Euch in Bezug auf Carmelia gesagt habe.“

Die Fackeln kamen näher und näher. Die Gebirgsleute erschienen meist in phantastisch bizarre Kleidung gehüllt. Es gewährte einen wildromantischen Anblick, als sie um die Laternen standen, welche wir auf die Erde gesetzt hatten.

Der Wandenschef küßte dem Vater die Hand, alle knieten nieder und der Kapuziner sprach seinen Segen über sie.

Hiernach verhandelte der Mann Gottes leise mit dem Hauptmann. Wir schüttelten die Hände und vorwärts ging es.

Doch bevor wir schieden, reichte mir Giacinto die Rechte und legte die linke Hand auf meine Schulter.

„Ihr seht, ich habe meine Freunde überall. Schließt Euch nie ab im Leben, sondern verkehrt mit aller Welt und betrachtet Jedermann als Euresgleichen. Nur so kann man die „menschliche Bestie“ studiren.“

Und stets muß man seinen Einfluß zum Guten benutzen. Ich sorge dafür, daß der Bürgerkrieg nicht in Mord und Brand ausartet. Ra und ein bißchen Raub und Diebstahl, daran ist nichts gelegen.

Noch nicht einen Mord haben diese Kämpfer für Thron und Altar auf ihrem Gewissen, so lange sie Krieg führen. Seht da, der junge Wusch an der Seite des Hauptmanns in dem ungarischen Hut und der Blüschjacks, das ist Carmele. Sie sprechen die Sprache der Gebirgsbewohner unter sich, sie sind sehr gut gelaunt und machen sich über Euch lustig. — Carmele meint, Ihr wäret der hohe Mastbaum des gesammten Fahrzeuges. Aber nehmt Euch in Acht, sie ist eine feine Fliege.“

Der Kapuziner wünschte mir noch alles Glück, umarmte mich, sprach noch einmal über uns Alle seinen Segen, und wir zogen zu Thal und ließen ihn allein zurück.

Trombardo nahm mich sehr freundlich auf. Er und seine Leute redeten zumeist die Sprache der italienischen Gebirgsbewohner. Es ist dieses eine Sprache, welche sehr an das Altlateinische erinnert. Es gelang mir bald, sie zu verstehen und mich in ihrer Mundart verständlich zu machen. Der Capitän galt als Oberbefehlshaber. Die Truppe war durchaus militärisch organisiert. Sie hatten einen Lieutenant, mehrere Sergeanten und Unteroffiziere, daneben etwa vier oder fünf Soldaten.

Während des Marsches rühmte sich Trombardo vor mir seiner Heldenthaten, insbesondere der Einnahme der kleinen Gebirgsstadt. Ich that natürlich, als wenn ich noch nichts davon gehört hatte, und ließ mir die Ereignisse noch einmal ausführlich erzählen. Hierauf schilberte er mir seine Festung, so nannte er nämlich eine verborgene Höhle im dichten Gebirgswalde, in welche man auf dem Bauche hineinkriechen mußte und vor die, wenn es nöthig ist, ein großer Stein gezogen wurde, so daß kein Mensch die Höhle zu finden im Stande war. Hier soll bereits der berühmte Räuber Fra Diavolo gehaust haben.

„Ich bin dessen Neffe“, erzählte mir der Chef, „mein Vater hat mir diese Höhle als einziges Erbtheil überlassen. Eines Tages hat die Regierung gegen uns fünfzigtausend Mann mobil gemacht. Man suchte das ganze Gebirge ab. Ich schloß mich mit meinen Leuten in die Höhle ein, und die ganze Expedition der Feinde war erfolglos. Seitdem glaubt man mich in Calabrien. Aber ich werde ihnen bald zeigen, daß ich da bin, und Victor Emanuel wird auf seinem Throne zittern.“

Bei all' diesen Versicherungen kam ich jedoch bald zur Ueberzeugung, daß Trombardo, seitdem er das Liebesglück Carmelens genoß, gar nicht daran dachte, seine Haut leichtsinnig zu riskiren.

Die junge Dame aber bestimmte sich keineswegs um Politik, sondern sah das ganze von einem rein praktischen Geschäftspunkte an. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Juwelier mit reichen Juwelenschätzen das Gebirge passiren würde.

„Du mußt ihm seine Bagage abnehmen“, hatte sie zu ihrem Schatz gesagt.

Trombardo wurde wüthend. „Reinst Du, ich bin ein Räuber?“

Schließlich mußte sie ihn aber doch herumzukriegen, wie es die Frauenzimmer mit ihren Liebhabern verstehen, und Carmele erhielt den Juwelenschatz. Dem Juwelier geschah übrigens sonst nichts zu Leide, als daß er aus der staatlichen Postkutsche herausgezogen und an einen Baum gebunden wurde. Von dieser Geschichte erzählte aber Trombardo, welcher sich mir gegenüber als ein politischer Kämpfer für Thron und Altar aufspielte, nicht das Geringste.

Gegen Morgen erreichten wir die Gebirgshöhle. Ich fand sie sehr wohnlich.

Der Unterlieutenant war ein Maurer. Er hatte die Höhle wohnlich hergerichtet. Der Feldwebel der Truppe war ein Maler. Dieser hatte sie fein gestrichen und bemalt, so daß ich ganz erstaunt war, denn die Gemälde verriethen deutlich die Hand eines wirklichen Künstlers.

Das Möblement war, wenn man seine Ansprüche nicht zu hoch stellte, genügend.

Ich warf mich ermattet zum Schlafe nieder.
(Fortsetzung folgt.)

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 57, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Nr. 1,60. Monatlich 55 Pf. Postzeitungsliste Nr. 4069 a. K. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Zeile oder deren Raum 15 Pf., für die dreispaltige 10 Pf., auswärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 203.

Mittwoch, den 1. September 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Politische Mundschau. Deutschland.

Am Todestage Ferdinand Lassalle's wird sich heute wieder überall, wo es eine Sozialdemokratie giebt, die Arbeiterschaft zusammenschließen, um einige Stunden dem Andenken des Mannes zu widmen, der uns das leuchtende Schlachtenbanner des allgemeinen und gleichen Wahlrechts entrollt hat; des Mannes, dessen Nebenstürme entfesselten, Stürme von Begeisterung bei denen, deren Noth er seine Kräfte dienstbar machte, Stürme des Hasses und der Verfolgung bei denen, die in dem Riesengeist dieses Mannes die ernste Gefahr für ihre Ruhe erkannten. Wohl kein zweiter hat in den Kämpfen des modernen Sozialismus in einer verhältnismäßig kurzen Zeit einen so entscheidenden Einfluss auf die Bewegung auszuüben vermocht, wohl kein zweiter eine so nachhaltige Wirkung hinterlassen. Sein „Arbeiterprogramm“, sein „Arbeiterlexikon“ gehören durch den unerreichbaren Glanz der Diktion, durch die ägende Schärfe der Satire, durch ihre unerbittliche Logik noch heute zu den besten Propaganda-schriften für unsere Partei. Wenn die Partei so groß und mächtig geworden ist, wie sie heute dasteht, so hat sie das in erster Reihe mit Lassalle zu verdanken, der die Basis geschaffen hat, von der aus das deutsche Proletariat die Bühne des politischen Kampfes betreten hat.

Ueber die Wahlparole bei den nächsten Reichstagswahlen finden unter den bürgerlichen Parteien gegenwärtig lebhafteste Auseinandersetzungen statt. Der Kernpunkt des Streites ist die Frage, ob die Marinefrage zur Wahlparole erkoren, bezw. zu gebrauchen sei. Die „Voss. Ztg.“ glaubt Anlaß zu der Annahme zu haben, „daß an einflussreichen Stellen ein Plan gewichtige Fürsprache finde, wonach die Marinefrage dergestalt zur Wahlparole gemacht werden soll, daß der Reichstag wegen der Ablehnung irgend einer Forderung für die Kriegsstotte aufgelöst und Deutschlands Nachstellung zur See das Schlagwort wird, nach welchem sich bei den Wahlen die Parteien gruppieren.“

Das freisinnige Blatt hält diesen Plan für begründet und nach Lage der Verhältnisse auch gar nicht thöricht. „Denn die Beziehungen der Regierung zur Wählererschaft sind augenblicklich so eigentümlich, daß auf eine oppositionelle Mehrheit gerechnet werden muß, wie sie der Reichstag überhaupt noch nicht gesehen hat.“

„Was also wäre natürlicher als das Bestreben derer, die dem „allernuesten Kurs“ folgen, die beweglichen Massen von dem Zug nach links zurückzuhalten? Als solches Mittel erscheint, da augenblicklich eine Militärfrage nicht auf der Tagesordnung steht, die Marinefrage. Das ist das Gängelband, mit dem man die national-liberale Partei vielleicht zur Regierung zurückführen kann — vielleicht; denn daß alle national-liberalen Wähler so beschränkt und verblendet sein könnten, über der Marinefrage alles zu vergessen, was in der jüngsten Zeit geschehen ist und in den nächsten fünf Jahren geschehen kann, ist uns mindestens zweifelhaft. Aber gewinnt die Marinefrage im nächsten Wahlkampf eine nennenswerthe Bedeutung, so kann sie wenigstens einen Theil der Wählerkraft, die bisher als Hülfstruppe der Linken angesehen werden durfte, wieder veranlassen, der Rechten Vorparolen zu leisten. Das ist die Spekulation der Rathgeber, die sich entscheidenden Einfluss auf die Reichsregierung zuschreiben.“

Um diese Spekulation zu durchkreuzen möchte die „Voss. Ztg.“, noch mehr aber die Freisinnige Vereinigung die Marinefrage aus dem Wahlkampf ausschneiden. Aus Angst vor den Wahlen haben die Nichter und Konsorten schon ziemlich unverblümt ihr weites Entgegenkommen gegen die Flottenpläne bekundet. Welche treibenden Motive dabei obgewaltet haben und wie verkehrt diese aus der Furcht geborene Taktik ist, das zeigt die ultramontane „Kölnische Volksztg.“ sehr treffend auseinander, indem sie schreibt:

„So oft die Regierung jetzt noch den Reichstag aufgelöst hat, weil er ihr den Willen nicht thun wollte, ist es den Liberalen, speziell den Links-Liberalen, schlecht ergangen. Ihre Truppen sind zu unverlässig und können dem Aufgebote des gesammten Regierungs-Apparates mit Kriegs-Tamam nicht Stand halten. Das letzte Mal hatte freilich die Regierung nur mit

Mühe und Noth gesiegt. Die Mehrheit der Wähler hat sogar gegen die Militär-Vorlage gestimmt. Nur der Unfall der Antisemiten hat die Annahme der Vorlage ermöglicht; aber die Regierung hat doch schließlich ihren Willen gehabt, und darauf kommt es an. Somit ist es begreiflich, wenn die Freisinnige Vereinigung eine Scheu vor der Wiederholung eines Wahlkampfes wegen Wehrfragen empfindet.“

„Aber trotz aller Erfahrungen liegt gerade jetzt gar kein Grund vor, die Feinde ins Korn zu werfen, zumal schon so lange vor der Schlacht. Die Wahlen von 1893 sprechen doch auch dafür, daß es für die Regierung sehr gefährlich ist, die Kraftprobe noch einmal zu machen. Man kann da wirklich von einem Pyrrhus-Sieg reden; sie hat ihre Kraft dabei erschöpft und kann das Experiment kaum wiederholen. Vor allem muß man nicht vergessen, welche Ansumme von Mißvergnügen sich im Reich inzwischen angehäuft hat, das sich bei den Wahlen gegen die Regierung Lust machen will. Es kommt hinzu, daß die Masse des Volkes, namentlich in Süddeutschland, der Marine viel gleichgültiger und verständnisloser gegenüber steht, als dem Landseere, dem fast jeder Wähler angehört hat. Also es liegt gar kein Grund vor, das Herz in die Hosen fallen zu lassen.“

„Wenn man schon jetzt unter den Links-Liberalen (gemeint sind die Anhänger Miquel's) Stimmung für die Regierungsforderungen zu machen bemüht ist, die Angst vor den Wahlen bekundet, so heißt das nur, die Regierung zu recht kräftigen Forderungen aufzumuntern und in ihr den Glauben erwecken, sie bringe durch, wenn sie nur recht kräftig aufträte. Im Centrum wird man jedenfalls nach wie vor unerschrocken Flottenplänen unbedingten Widerstand entgegenzusetzen. Daß die Flotte nach und nach vergrößert werden muß und daß Verschiedenes, was man in diesem Jahre gestrichen hat, später bewilligt werden kann, ja, daß man in einem Jahre auch mal besondere Anstrengungen machen muß, um früher Versäumtes nachzuholen, Alles das erkennt das Centrum an. Aber es widerspricht allen Plänen, Deutschland eine Flotte ersten Ranges zu verschaffen, „Weltpolitik“ zu treiben oder auch nur Sprünge zu machen, die über die Finanzkraft des Landes hinausgehen. Kluge Leute, die sich über den Besuch des Herrn von Miquel bei Dr. Lieber durchaus den Kopf zerbrechen wollen, vermuten jetzt, der Minister habe den Centrums-abgeordneten für die Flottenpläne gewinnen wollen. Es ist möglich, daß darüber gesprochen worden ist, allein wenn Herr v. Miquel sich einreden sollte, das Centrum sei gewonnen, so würde er sich gerade so täuschen, wie vor ein paar Jahren in Bezug auf die Reichs-Finanz-Reform.“

Der flottenbegeisterte „Hamb. Corresp.“ hält den Theil der Auslassungen, welcher die Nothwendigkeit allmählicher Vergrößerung der Flotte anerkennt, für das Bemerkenswerthe. Das heißt: man hofft, das Centrum werde sich in der Bewilligung möglichst weit drängen lassen. Leider ist die Hoffnung nach früheren Erfahrungen nicht unberechtigt.

Im Uebrigen wird es nicht von der Regierung allein abhängen, ob sie die Marinefrage zur Wahlparole machen will. Die Parteien können und dürfen nicht hindern, daß in den Wahlkämpfen die Marinefrage einer ausgiebigen Erörterung unterzogen wird. Aber sie können verhindern, daß durch die Marinefrage alle anderen wichtigen Fragen, die Gründe zu scharfer Opposition gegen die Regierung und die Junker ergeben, bei Seite geschoben werden.

Eine politische Maßregelung ist einem Reserve-offizier widerfahren. Nach einer Mittheilung der „Zeit“ hat Dr. W. Ruprecht in Göttingen seinen Abschied als Reserveoffizier erhalten und zwar auf Antrag des Bezirkskommandeurs, weil er nicht aus dem nationalsozialen Verein austreten wollte. Ruprecht gehörte bereits seit 18 Jahren der Reserve seines Regiments an, hat zahllose Uebungen mitgemacht und besaß seit einigen Jahren die Qualifikation zum Hauptmann. Daß persönlich oder dienstlich gegen ihn nicht das Geringste vorliegt, hat ihm im Laufe einer Unterredung im Mai der Bezirkskommandeur selbst versichert. Das erste Abschiedsgesuch wurde von dem Major Schönbeck wegen der Motivierung beanstandet, weil Herr

Ruprecht darin schrie, er bitte um seinen Abschied, nachdem ihm die Wahl gestellt sei, entweder seine politische Thätigkeit als Mitglied des betreffenden Vereins aufzugeben oder auf seine Stellung als Offizier zu verzichten, da er seiner ehrlichen Ueberzeugung nach dem Kaiser und Vaterland besser durch jene Thätigkeit dienen könne, als wenn er noch einige wenige Jahre dem Heere angehöre. Der Bezirkskommandeur wies dieses Gesuch zurück mit dem Bemerkten, der nationalsoziale Verein habe seiner Zeit die streikenden Hamburger Hafenarbeiter unterstützt und damit sich in direkten Gegensatz mit den darüber bekanntgegebenen allerhöchsten Ansichten befunden. Die Begründung des Abschiedsgesuches enthielte somit eine Beleidigung an den Kaiser und könnte dasselbe deshalb nicht eingereicht werden. Das Gesuch wurde dann ohne die beanstandete Motivierung wiederholt.

Drei „Entwickelungen“. Die „Volks-Zeitung“ schreibt: Wie war's doch einst so schön! Nämlich für die „Herren“, die Junker, die Rittergutsbesitzer, zumal im gesegneten Mecklenburg! Einst! wo das Recht des „Hülfsungewen“, die Erlaubniß zum Wohnen, die Wohnung und das Niederlassungsrecht den Tagelöhner zu einem rechtlosen und unfreien Mann herabdrückte. Die Verweigerung der Hülfsung verdammt den ländlichen Arbeiter, das männliche Geschlecht, zur Ehelosigkeit; die Entziehung stieß die Familie ins Elend hinaus. Ja, damals! Da waren sie übermüthig, die Herren Ritter, da verweigerten sie dem Johann Schütt die Hülfsung, trotzdem er ehrlich und „in der Arbeit der Best“ war; denn „sei habb'n all so viel Arbeitslud“. Und deshalb durfte in den fürstlichen Landesanteilen keiner ziehen, der im ritterschaftlichen geboren war. Wer konnte sie nicht, die schweren Anlagen Fritz Reuters gegen die willkürliche, hochmüthige Herrenwirtschaft der Meckler, der die Landesgesetze so bequeme Handhabe boten, die eifernde Geistliche so getreulich flügeln! Flucht über's Wasser schien die einzige Rettung für die Muthigen, Hundebemuth für die getreuen Frohndiener.

Und heute? Die Gefindeordnung vom Anfang des Jahrhunderts gilt noch immer für ländliche Arbeiter, und wenn selbst Damen, die „in Frauenbewegung machen“, ihre Verschärfung noch heute verlangen, kann man da ihre Aufhebung von den „Herren“ verlangen?

Aber die böse Freizügigkeit giebt dem tüchtigen ländlichen Arbeiter die Möglichkeit, sich der Knechtschaft seiner heimathlichen Scholle zu entziehen, und er hat es allmählich auch begriffen und langsam, aber sicher mehr und mehr das Bedürfnis danach empfunden. „Fri fall hei sin!“ rief Johann Schütt der jungen Generation zu. Und nun haben die „Herren“ nicht mehr „all so viel Arbeitslud“, nun soll der Staat Arbeiter, sechste Arbeiter herbeschaffen. Sie sollen auch „Hülfsung“ bekommen, und wenn es nur eine Erbpacht, ein Rentengut oder etwas ähnlich Verlockendes ist. Selbst in die eigene Tasche will man greifen, natürlich mit Vorsicht und nicht zu tief, und man hat zum Beispiel in Oesterreich neuerdings ein verschmitztes System, Unteroffiziers-, Baron Gefindeprämien für langes Aushalten auf einem Hofe, ausgenommen, das schließlich in einer Art Pension gipfeln soll, wozu selbstverständlich dem Arbeiter sein gerüttelt Maaß voll vorher abgeknöpft worden ist. Ein feines Bländchen, das vermuthlich bald auch den Bund der Landwirthe begeistern und seines jungen Direktors Thatsache eine neue Richtung geben könnte. Nun werden Arbeiter selbst aus Rußisch-Polen ins „Fürstliche“ oder „Ritterschaftliche“ nicht bloß hereingelassen, nein, mit schweren Kosten geholt, ja man scheut nicht einmal mehr den verberlichen Zugang aus dem sündhaften, entnernten — Berlin! Rechter Hand, linker Hand, alles verkauft!

Nicht eben gern befaßen wir uns mit dem launischen Wandel der Zeit, aber eine einfache Bekanntmachung hat es uns angethan. In ihr spricht die Sehnsucht eines feudalen Herrn nach seinen lieben Berliner „Hofgängern“ eine so deutliche Sprache, daß man aufrichtig ergriffen ist. Es steht da nämlich im „Kostocker Anzeiger“ vom 21. August folgendes Denkmal treuen Gedankens und ritterschaftlicher Anhänglichkeit:

Aus ihrem Dienste im Gute Bierzow, Ritterschaftsamt Wredenhagen, sind am 17. d. M. entwichen:

1. Hofgänger Paul L., geb. 24. Mai 1868 zu Berlin. Statur: klein, Haare: hellblond, Augen: blau, Schnurrbart: blond und stark;
2. Hofgänger Robert W., geb. 12. August 1869 zu Berlin. Statur: mittel, Haare: blond, Schnurrbart: hell und schwach;

starkfinden, woselbst große Besorgniß herrscht, da sich Frauen und Kinder dort befinden.

Lübeck und Nachbargebiete.

30. August.

Zugzug ist fernzuhalten von Tischlern nach Koston, Schlossern und Maschinenbauern nach Dänemark.

Achtung Holzarbeiter! Nach den Möbelwerkstätten von Gehl, Wasserstradt, W. Senff, H. W. Th. Wahrdt, J. B. S. Pomperin, F. Schramm, sowie Demuth u. Co., ist der Zugzug streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.

Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Stadttheater. Das Bureau des Stadttheaters ist vom 1. September an wieder geöffnet, um die unumgänglichen Vorbereitungen für die nächste Spielzeit, die letzte unter der Direktion Erdmann-Jesniyer, in Angriff zu nehmen. Das Herr Direktor Erdmann alles daran setzen wird, diese seine letzte Spielzeit zu einer besonders glanzvollen zu gestalten und so dem Lübecker Publikum den Abschied von ihm so schwer als möglich zu machen, darf man wohl bei diesem als strebsam und rührig bekannten Theaterleiter voraussetzen. So hat Herr Direktor Erdmann, der für sein ab 1898 zu leitendes Stadttheater in Bremen den gesammten glänzenden Decorationsfundus des Stadttheaters in Halle a. S. käuflich erworben hat, diesen Fundus, der u. A. aus ca. 15 000 Quadratmeter Decorationen besteht, schon jetzt seinem hiesigen Theater einverleibt, um so viele der hier zu gebenden Stücke in einem neuen prachtvollen Rahmen darstellen zu können. — Das neue Personal-Verzeichnis weist neben mehreren, dem Publikum bekannten und beliebten Namen, viele interessante Neu-Engagements auf. Die Regisseur und Kapellmeister sind die alten geblieben. Neben dem Heldentenor Herrn Hochstetter ist Herr Borgmann aus Wien engagirt, auf den die Direktion große Hoffnungen setzt. Als erster Bassist ist Herr Blas vom Hoftheater in Weimar engagirt, dessen gewaltige Stimmkräfte hier großes Aufsehen erregen dürften. Herr Blas ist ab 98 für Bremen verpflichtet und hat die Direktion ihn, nur um den zahlreichen Anträgen der größten Hoftheater, die auf Herrn Blas reflektirten, zuvorzukommen, auch gleich für Lübeck bei einer verhältnismäßig sehr hohen Gage gewonnen. Ein neues Opernmitglied wird unser Publikum auch in Herrn Kunze bewundern dürfen, der den Schritt vom Schauspielkomiker zum Bassbuffo bei einem berühmten Gesangsprofessor in Leipzig während des Sommers vorbereitet hat und so wird dieser hier besonders beliebte Komiker seinen Humor auch in einigen Opernparodien wie Falstaff, Beppo (Fra Diavolo), von Bett (Bar und Zimmermann) sprudeln lassen können. Im Schauspiel ist ganz besonders Herr Billich vom Hoftheater in Weimingen, wo er als erster Held engagirt war und sich als vielbeschäftigtes Mitglied einer großen Beliebtheit erfreute, zu erwähnen. Herr B. ist ab 98 ebenfalls als erster Held auf 5 Jahre an das Berliner Theater in Berlin engagirt. Herr Geisenbörfer, jugendlicher Liebhaber, kommt vom Hoftheater in Karlsruhe und dürfte auch hier bald zu den Lieblingen des Publikums zählen. Auch der jugendliche Komiker Herr Röstlin soll ein sehr beachtenswerthes Talent sein. Von den Damen im Schauspiel nennt der Prospekt neben von guten Theatern kommenden Mitgliedern vor Allem die muntere Liebhaberin Fräulein Trosnisdorf, die ab 1898 an das Hoftheater in Dresden engagirt ist. Da die Direktion auch für den Spielplan die besten Novitäten im Schauspiel und Neu-Einstudirungen in der Oper ankündigt, so dürfte man nach dem Vorhergehenden einer sehr interessanten Spielzeit entgegensehen und hier mit Recht sagen können: finis coronat opus.

Aus der Rolle gefallen ist offenbar die Redaktion der „E.-Z.“ Einige Wochen nach geschehener That registriert sie das bekannte „Weiter nichts?“ des preussischen Eisenbahnministers und zitiert dabei ein sozialdemokratisches Blatt, die „Thüringer Tribüne“. Letzteres wirkt um so eigenartiger, als die Herren von der Obertrave, anscheinend durch trübe Erfahrungen kopfscheu gemacht, seit einiger Zeit die Sozialdemokratie ignorando behandeln, selbst von hochwichtigen Ereignissen keine Notiz nehmen und sich die fettesten Enten der bürgerlichen Sauregurkenperiode in heroischer Entsigung entgehen lassen. So hat, um einige Kleinigkeiten zu erwähnen, das Gewerkschaftsfest für sie nicht existirt, und so hat der Lokaltredakteur die sensationelle Civilklage der Möbelwerkstätten völlig außer Acht gelassen, welcher seines edlen Herzens bessere Hälfte, der a.-Korrespondent des „Hamb. Fremdenblatt“, eine prinzipielle Bedeutung beimisst. Allerdings hat ja letzteres für das Hamburger Publikum mehr Interesse als für die Lübecker Leser der „E.-Z.“ Unter diesen Umständen muß es aber doppelt frappiren, wenn man eine Zitiirung, wie die obige, liest.

Vom Tage. In Haft gerieth ein junger Mann, der versuchte, unter Vorpiegelung falscher Thatsachen und mittelst Urkundenfälschung einem Uhrmacher eine Uhr abzuziehen. — Eine Frau, welche sich Wittwe Bruhn nennt, treibt augenblicklich hierorts Logischwindel. — Verhaftet wurden zwei Arbeiter, welche beschuldigt werden, in der Bahn einem Erntearbeiter 40 Mark gestohlen zu haben.

Zum Falle Strandmann weiß die „E.-Z.“ zu melden, daß dem Freigelassenen von der russischen Behörde eine Strafe von 60 Rubel auferlegt und ihm gleichzeitig

verboten worden sei, je wieder russisches Gebiet zu betreten. Letzteres ist natürlich die bei weitem härtere Strafe. Mit ihr sind die hochwürdigen russischen Polizeigewaltigen übrigens leicht bei der Hand. Wir kennen einen Fall, wo dieses Verbot ohne den geringsten Grund, jedenfalls in Folge eines Mißgriffes, verhängt und erst auf Intervention der maßgebenden deutschen Behörden nach langen Bemühungen rückgängig gemacht wurde. Daß derartige Gewaltakte nicht im Stande sind, dem Koloss mit den eisernen Füßen ein längeres Leben zu sichern, versteht sich am Rande. Die Stunde naht, wo auch für das asiatische und europäische Sibirien die Erlösung winkt.

Erklärung. In der Sitzung des Amtsgerichts vom 30. August hat die unverehelichte Wieble Catharina Maria Thieszen, wohnhaft in Altona, in Veranlassung ihrer bevorstehenden Verheirathung mit dem Kaufmann Joachim Heinrich Ludwig Wiegels hieselbst die Erklärung abgegeben: daß sie für die Verbindlichkeiten ihres zukünftigen Ehemannes überall nicht haften wolle.

Erneuerung. Auf Grund der Verordnung vom 21. Dez. 1887 hat das Stadt- und Landamt den Kaufmann Heinrich August Wilhelm Hümmeler als öffentlichen Sachverständigen für Porcellan, Steingut und Glaswaren für die Zeit vom 1. September 1897 bis zum Schlusse des Jahres 1898 ange stellt und be eidigt.

Landes Variete. Von Herrn Emil Naude geht uns die Mittheilung zu, daß er auch in der kommenden Saison wieder nach Lübeck zu kommen gedenke. Ihm ist im „Concerthaus“ (früher Berliner Hof) die Direction für das Abtheil: Specialitäten-Vorstellung überlassen worden. Es wird sein eifrigstes Bestreben sein auch in diesem Jahre das Neueste des modernen Artistenthums vorzuführen.

Hamburg. Wo stecken die Steuerdefraudanten? Nach dem Jahresbericht der Steuerdeputation für das Jahr 1896 wurden insgesamt 247 Steuerdefraudanten zur Nachzahlung von 397 590,30 Mk. Einkommensteuer (inkl. Zinsen) und 74 636 Mk. Strafe verurtheilt. An der Spitze der Steuerdefraudanten marschiren die Privatiers (57) mit 23 pCt. der Zahl der Defraudanten und fast 34 pCt. der defraudirten Steuersumme. Alsdann folgen die „ehrbaren Kaufleute“ (32) mit annähernd 13 pCt. der Zahl der Defraudanten und über 28 pCt. der defraudirten Summe. Den dritten Rang nehmen die Gastwirthe (19) ein mit nicht ganz 18 pCt. der Zahl der Defraudanten und über 6 pCt. der defraudirten Steuersumme. Bezüglich der defraudirten Summe werden sie verhältnismäßig übertroffen von drei Maklern, welches Kleeblatt mit weit über 4 pCt. an der Gesamtsumme der Steuer theilhaftig ist.

Hamburg. Das geschwidrige Treiben der Feuer- und Schlafbaase hat in nachstehendem Falle einmal mit einem Fiasko geendet, weshalb wir den Fall zur Darnachachtung mittheilen wollen. Ein Matrose logirt bei dem Schlafbaas Nissen in der Erichstraße, St. Pauli, und erhält, nachdem er bei diesem das übliche Quantum Schulden gemacht, durch Vermittlung des Feuerbaas Hafensfuß eine Chance auf dem Dampfer „Scharlachberger“, zur Bremer Hansa-Linie gehörrig. Die Anmusterung erfolgt am Freitag Morgen, dem 27. d. M., und sind die Angemusterten verpflichtet, um 3 Uhr Nachmittags desselben Tags an Bord zu sein. Der Vorschuß beträgt die Feuer für einen Monat in Höhe von 50 Mark. (Diese Kompagnie hat die Feuer bis jetzt noch immer nicht erhöht.) Als nun dieser Matrose von dem Feuerbaas seinen Vorschuß verlangt, antwortet ihm der Feuerbaas, daß er den Vorschuß an den Schlafbaas bereits abgegeben habe. Der Matrose wendet sich nun an den Schlafbaas und dieser sagt ihm, er wolle ihm die übliche Matrake und etwas Tabak und Seife mitgeben und damit wäre denn durch den Vorschuß seine Schuld beglichen. Hiervon will aber der Matrose nichts wissen und verlangt den ganzen Vorschuß zu seiner eigenen Verfügung, worauf der Schlafbaas ihn aus seinem Hause weist mit der Drohung, daß, wenn er nicht um 3 Uhr an Bord ginge, der Schlafbaas ihn polizeilich würde hinbringen lassen. Anstatt aber ohne den Vorschuß an Bord zu gehen, sagt der Matrose auf Anrathen des Seemannsvereins den Muth, sich an das Seemannsamt zu wenden und dieses sorgte in ganz kurzer Zeit dafür, indem es den Feuerbaas und den Schlafbaas auf das Seemannsamt zitierte, daß dem Matrosen dort sein Vorschuß baar ausbezahlt wird. Damit ist also erwiesen, daß ein Schiffsmann der Pflicht, zur bestimmten Zeit an Bord zu sein, nicht eher nachzukommen braucht, als bis ihm durch Einhängigung seines Vorschusses auch ein Recht geworden ist. Dem Schiffsmann gehört der Vorschuß, gleichviel ob baar oder Note, und nicht etwa irgend einer Mittelsperson, sei es Schlafbaas oder Kleiderhändler oder sonst wer; und wenn der Schiffsmann weiß wie viel Schulden bei dem Betreffenden hat. Wenn der Schlafbaas nicht will, daß der Schiffsmann bei ihm Schulden macht, dann läßt er es eben nicht zu. Aber er will es ja gerade, um den Seemann fester in seinen Klauen zu haben. Diesem Uebelstand kann wirksam nur begegnet werden, wenn sämtliche Schiffsmleute dem obigen Beispiel folgen. Ein gut Stück Ausbeutung geht damit der ganzen Ausbeuterclique wieder verloren.

Altona. Ein entsetzlicher Mord ereignete sich Sonntag Abend gegen 9 Uhr in der Großen Bergstraße, zwischen Unzer- und Kleine Bergstraße, auf offener Straße und brachte die Gemüther der Bevölkerung in Bewegung. Der Thatbestand ist kurz folgender: Der

Schlossergeselle Paul Wilhelm Heinrich Lippelt, 25 Jahre alt und aus Danzig gebürtig, und die 28 Jahre alte Wittve Marie Magdalena Riehlmann, geb. Brandt, gebürtig aus Mellingen, lebten seit kurzer Zeit mit einander wie Mann und Frau und wohnten Kleine Mühlenstraße 108. Der Mann war sehr eifersüchtig und hatte mehrfach der Frau verboten, nach einem Tanzsalon zu gehen. Sie aber ging doch zu Tanz und hatte sich auch am Sonntag Abend nach dem „Englischen Garten“ begeben und tanzte nach Herzenslust. Er war ihr gefolgt und beobachtete nun, wie sie an den Armen eines Anderen dahinschwabte und sich gar nicht um ihn zu kümmern schien. Das brachte ihn in die größte Aufregung. Letztere wurde noch dadurch vergrößert, daß er geistige Getränke in erheblichem Quantum zu sich nahm. Als schließlich die Riehlmann den Salon verließ und ihn keines Blickes würdigte, konnte seine Aufregung keine Grenzen mehr. Er folgte der schnell Davoneilenden und machte sich mehrfach bemerkbar, um sie zu bestimmen, daß sie sich um ihn kümmern sollte. Sie aber ignorirte ihn weiter, was ihn vollends aus der Fassung brachte. In der Großen Bergstraße, eben der Kleinen Bergstraße vorbei, packte er sie an und brachte ihr mit seinem Taschmesser einen tiefen Stich in den Hals bei. Mit einem lauten Ausschrei sank sie blutüberströmt zu Boden. Als Lippelt jetzt die Schwere seiner That erkannte, warf er sich auf die tödlich Verletzte und jammerte und wehlagte über seine That wie ein kleines Kind. Er war auch beschlifflich, die Verletzte mit in ein Haus hineinzubringen. Der Arzt Dr. Vogler wurde sofort herbeigeholt, doch als er kam, war die Verletzte, welcher die Schlagader durchschnitten worden ist, bereits an Verblutung gestorben. Der Thäter ließ sich ruhig verhaften und versicherte, daß er die größte Reue über seine That empfinde. Die Leiche der Ermordeten wurde in die Leichenhalle gebracht, wo sie am Montag in Gegenwart von Gerichtsperonen einer Legalsektion unterzogen wurde. Durch Letztere wurde unzweifelhaft festgestellt, daß der Messerstich die einzige Todesursache gewesen ist. Der Mörder ist vollständig gebrochen; er nimmt weder Speisen noch Getränke zu sich und brüht meistens still vor sich hin. Ob das Drama noch ein Nachspiel vor dem Schwurgericht haben wird, das wird die Untersuchung lehren. Bemerkenswert mag noch werden, daß die That in der belebtesten Gegend viele Neugierige angelockt hatte, so daß die Passage sehr erschwert war.

Glushorn. Ein Zeichen der Zeit. Nach einer von der Lohnkommission aufgenommenen Statistik liegt die hiesige Schuhindustrie in den letzten Jagen. Ganze 57 selbstständige Meister, welche 130 Gesellen und 7 Lehrlinge beschäftigen, sind nur noch am Ort, während vor ca. 6—8 Jahren noch ca. 400 Gesellen beschäftigt wurden. Von den 57 Meistern, welche aufgeführt sind, aber die meisten auch nur dem Namen nach selbstständig, und auch diese werden über kurz oder lang von der Bildfläche hinweggefegt sein, da sie mit ihrer althergebrachten Produktionsweise und von allen Mitteln entblößt dem Großkapital keinen Widerstand leisten können. Man kann wohl sagen, daß nur noch einige sechs bis acht Geschäfte am Orte sind, welche in Betracht kommen. Aber auch bei diesen tritt eine eigenthümliche, aber leicht erklärliche Erscheinung hervor: Dieselben versuchen ihre Produktion immer mehr und mehr nach dem benachbarten Barmstedt zu verlegen, weil sie sich dort billiger und so für die Taschen dieser Herren rentabler gestalten, da die Arbeiter dort noch durchweg bei den Meistern in Kost und Logis sind. Es erscheint deshalb angebracht, das Hauptaugenmerk auf solche Ortschaften, wie Barmstedt u. s. w., zu lenken, um durch eine intensive Agitation unter den Arbeitern namentlich das althergebrachte patriarchalische Verhältnis, Kost und Logis bei dem Meister, zu beseitigen und die Werstellenfrage zu erledigen.

Neumünster. Ein größlicher Unglücksfall ereignete sich am Freitag Nachmittags um 2 Uhr in der Tuchfabrik von Sager Söhne u. Co. in der Fabrikstraße. Man war damit beschäftigt, eine Kragmaschine zu schleifen, wobei auch ein junger Mann aus Dänemark, welcher als Volontär in der Fabrik ist, mitthätig war. Jedenfalls hat der junge Mann es nicht verstanden, daß die Maschine in Gang gesetzt werden sollte, denn als dieselbe sich in Bewegung setzte, war er noch mit den Fingern dabei. Die Krage ergriffen sogleich die rechte Hand und sofort war der ganze Arm zwischen den Walzen und der Trommel, so daß die Finger oben zwischen den Walzen wieder hervorjagen. Der Arm ist vollständig aus der Schulter herausgerissen und sofort im Krankenhaus amputirt worden.

Dassow. Arbeiterwohnungen auf mecklenburgischen Rittergütern. Als wir neulich den Lesern die Schilderungen des früheren Pastor Göhre über ländliche Wohnungen im Oberbruch (Provinz Brandenburg) mittheilten, bemerkten wir, daß ähnliche entsetzliche Zustände auch auf den Gütern unserer mecklenburgischen „Edelsten“ nichts Seltenes wären. Auch heute können wir den Lesern einen neuen Beleg für die elende Beschaffenheit der heimischen Arbeiterwohnungen unterbreiten und zwar in Gestalt eines Schmerzensschreies, den ihr Inhaber in einer Eingabe an das großherzogl. Ministerium anstößt. Diese Eingabe vom 11. August dieses Jahres lautet:

Zu Hof Neuenhagen bei Dassow, wo ich seit einigen Jahren wohne, sind die Wohnungen durchweg schadhast. Die meinige, in welcher ich wohne, ist dermaßen schadhast und verfallen, sowie von Ungeziefer (Ratten) unterwühlt, daß sie als menschliche Wohnstätte durchaus ungeeignet erscheint.

An die eine Stubenwand grenzt ein Schweinestall.

seit längerer Zeit haben nun die Schweine die Wand eingestossen, so daß der Geruch des Schweineflalles in die Stube dringt. Auch die Matten haben Stall und Stube dermaßen unterwühlt, daß die Rauche vom Schweineflall nicht nur unterhalb des Stubenfußbodens läuft, sondern auch den Fußboden stellenweise durchtränkt. Hierdurch wird die Wohnung nicht nur feucht, sondern die esse Flüssigkeit verbreitet auch einen verpestenden Geruch. Dadurch wird meine und meiner Familie Gesundheit ernstlich gefährdet, zumal ich selbst zur Zeit arbeitsunfähig bin und mich in ärztlicher Behandlung befinde.

Die Matten laufen uns des Nachts über Gesicht und Hände; ja, es ist mehrfach vorgekommen, daß das kleinste Kind von einer Matte gebissen wurde und furchbar aufschrie.

Obgleich ich meinerseits mehrfach nach Feierabend und Sonntags Reparaturen vorgenommen, so bin ich doch nicht im Stande, diesen verheerenden Verwüstungen Einhalt zu thun. Da ich nun dem Guts-Inspector Wobzin hieselbst schon mehrfach Vorstellungen gemacht und darum

gebeten habe, daß meine Wohnung repariert werde, aber immer vergeblich auf Abhilfe warte, so beantrage ich, das großherzogliche Ministerium des Innern wolle meine Wohnung sofort untersuchen lassen und anbefehlen, daß dieselbe gründlich repariert werde.

So der Wortlaut dieser Eingabe, deren schlichter Inhalt für sich selbst spricht. Er öffnet den Blick in ein Arbeiterelend und in geradezu himmelschreiende Wohnungsverhältnisse im mecklenburgischen Zimparadiet! Ob das Ministerium dem Anker auf Neuenhagen die Dringlichkeit einer Reparatur seiner Arbeiterwohnungen wird haben begreiflich machen können?

Neueste Nachrichten.

Elberfeld. Amtlich wird bekannt gegeben: Den 30. August gegen 12 Uhr 15 Min. Nachts stieß auf der Station Bohnwinkel der von Steele kommende Personenzug Nr. 819 auf den in derselben Richtung ausfahrenden Personenzug Nr. 822. Die Schuld ist noch nicht festgestellt. 2 Reisende sind todt, 12 schwer und

2 leicht verletzt. 3 Lokomotiven, 1 Packwagen und 5 Personenwagen sind erheblich beschädigt. Eine Untersuchung ist eingeleitet.

Sterbefälle.

Hamburg, 30. August

Der Schweinehandel verlief gut.

Am 29. d. M. starben 1630 Stk. Brille: Preussischschweine schwere 55-58 Mt., leichte 50-58 Mt., hane 45-53 Mt. und Ferkel 52-56 Mt. pr. 100 Stk.

See-Berichte.

- D. Hansa, Capt. A. Schmalfeldt, ist am 28. August von Libau auf hier abgegangen.
- D. Vehr Brahe, Capt. Bergman, ist am 28. August von Hangö nach hier abgegangen.
- D. Alpha, Capt. Brädmann, ist am 28. August in Königsberg eingetroffen.
- D. Ganthiod, Capt. A. Nydell, ist am 30. August von Kalmar auf hier abgegangen.
- D. Glita, Capt. Th. Pierstorff, ist am 30. August in Gelle angekommen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Hiermit sagen allen Verwandten und Bekannten für das Beileid und die vielen Kranzsenden bei der Beerdigung unseres und durch Unfalltod entzogenen Sohnes **Karl** unsern tiefgefühlten Dank. **Heinrich Oelmann und Frau** nebst Kindern.

Unsern Freund **C. Groth**, Hüxstraße 115, zu seinem Geburtstag am 1. September ein donnerndes Hoch. Du ahnst es nicht.

Zu vermieten ein Logis Krähstr. 16

Ein gutes Logis für 2 junge Leute (nach vorne). Zu erfahren Neiserstraße 17a.

Zu mieten gesucht zu sofort oder 1. Oktober eine Stube und kleiner Vorplatz für eine einzelne Frau. Näheres Stavenstraße 8.

Gesucht sofort ein junger Mensch der mützig ins Manöver. **Schodde**, Lindenstraße 46.

Gesucht eine Wohnung im Preise von 170-180 Mark. Offerten unter **C B** an die Exped. d. Bl.

Zu kaufen gesucht eine einschlägige Bettstelle mit oder ohne Matratze und eine 10-12 Sprossen hohe Leiter. Offerten unter ? an die Exped. d. Bl.

Zu verkaufen 2 Kanarienhähne **Gehrman**, Marktstraße 16a.

Billig zu verkaufen ein Posten leerer Cigarrentisten **Fischerstraße 11, 1. Et.**

Kronsbeeren, täglich frisch, empfiehlt **Ludw. Hartwig**, Obertrave 8.

Die Schweineschlachterei von **W. Strohfeldt** 73 Glockengießerstraße 73 empfiehlt:

- Frische Flohmen**, Pfd. 60 Pf.
- Carbonade** . . . Pfd. 70 Pf.
- Quenfleisch** . . . Pfd. 50 Pf.
- Prima Schmalz** . . . Pfd. 60 Pf.
- Praten-Schmalz** . . . Pfd. 30 Pf.
- Kopf und Bein** . . . Pfd. 20 Pf.
- Geräucherten Speck** Pfd. 60 Pf.
- Gehochte Mettwurst** Pfd. 60 Pf.
- Geräuch. Mettwurst** Pfd. 70 Pf.

Sommerfang-Floh-Heringe empf. **Ludw. Hartwig**, Obertrave 8.

Matjesheringe a 10 und 5 Pfg. empfiehlt in guter Qualität

Heinrich Koop Marktviereck 4.

- Hochfeine Margarine**, Pfd. 55 Pfg.
- Feine Margarine**, Pfd. 50 Pfg., bei Abnahme von 5 Pfd. u. mehr billiger.
- Feinstes Schmalz**, bei 5 Pfd. a 35 Pfg.
- Sandmettwurst**, Pfd. 1 Mt.

empfehlen **Joh. Brede**, Dankwardstraße 37, Mühlenbreite 7. Ihre aus bestem Hopfen und Malz gebrannten Biere, Malz-, Doppelmalz-, Lübecker Weissbier und jeden Dienstag und Freitag ein vorzügliches Kimerbier empfiehlt die **Bier-Brauerei Schwartauer Allee 3b. Ferd. Weiermiller.**

Geschäfts-Eröffnung.

Hiermit zur Anzeige, daß ich **Freitag den 3. September Mengstraße 24** (gegenüber Schiffelbuden) ein **Speisehaus** unter dem Namen:

Speise-Halle „Hansa“

eröffnen werde. Dasselbe ist verbunden mit Frühstücksstube u. Kaffeeauschank. Indem ich gute und reelle Speisen zu mäßigen Preisen zusichere, bitte ich, mein Unternehmen gest. unterstützen zu wollen.

Ergebenst
L. Kock.

Grösstes Reparatur-Geschäft Lübecks.

Lager in Uhren aller Art.
Regulatoren von 12 Mh. an.
Stand- u. Hänge-Uhren von 4 Mh. an.
Wecker-Uhren von 2,50 Mh. an.
2 Jahre Garantie.
Federn einsetzen 1,50 Mh.
Uhrgläser, 1. Qualität, 30 Pfg.
1 Jahr Garantie.

Ketten und Ringe

in neuen und hübschen Mustern empfiehlt

Aug. Büttner, Uhrmacher, 32 Fürstr. 32.



Der Illustrierte Neue Welt-Kalender

für das Jahr 1898.
Gratis-Beilage: Ein farbiges Bild u. ein Wandkalender. Preis 40 Pfg.
Zu beziehen durch die Buch- und Papierhandlung von **Friedr. Meyer & Co.** Johannisstraße 50.

Die Geschichte der Deutschen Socialdemokratie

von **Franz Mehring.**
Umfasst die Zeit von 1830-1896 und behandelt die jungen Jahre der Partei, sowie deren Schicksale unter dem Ausnahmegesetz von 1878-1890. Dies Werk ist jedem Parteigenossen aufs Beste zu empfehlen und in 36 Lieferungen à 20 Pfg. zu beziehen durch die **Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.**

Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Nach den Beschlüssen des Reichstages in dritter Berathung, mit dem Einführungsgesetz und einem ausführlichen alphabetischen Sachregister. Preis 1 Mark.
Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Friedr. Meyer & Co.**

Der gesunde und franke Mensch.

Ein Lehrbuch des menschlichen Körperbaues und ein ärztlicher Ratgeber für alle Krankheitsfälle, unter Berücksichtigung der erfolgreichsten Naturheilverfahren. Unter Mitwirkung hervorragender Spezialisten herausgegeben von **Dr. A. König.** Mit zahlreichen Illustrationen, farbigen Bildern und einem zerlegbaren Modell der Sinnesorgane in Buntdruck. Zweite Auflage.
In 70 wöchentlichen Lieferungen à 15 Pfennige. Prachtbanddecken à M. 1.20. Komplet gebunden M. 12.50.
Dieses wertvolle Buch fällt eine längst empfundene Lücke in unserer Volksliteratur aus, da alle bisher erschienenen besseren populär-medizinischen Werke für die breiten Volksmassen im Preise viel zu hoch und daher für dieselben unerschwinglich waren. Ein gutes populär-medizinisches Lehrbuch ist aber heute unso notwendig geworden, als die Gesundheit in den Volkstreffen schon durch die wirtschaftlichen Verhältnisse in der gefährlichsten Weise bedroht ist.
Zu beziehen durch die Expedition unseres Blattes. Alle Anträge nehmen Bestellungen entgegen.

D. M. V. Bogelschießen und Ball

am Sonntag den 5. September.
Anfang des Schießens: Nachmittags 2 Uhr.
Von 4 Uhr an: Concert.
Ball Abends 7 1/2 Uhr.
Die Gewinne und Prämien bestehen in Hausstandsachen.
Es ladet freundlichst ein **F. L. Paetou** in Sadenburg.

Sitzung am Mittwoch den 1. September im Vereinshaus, Zimmer Nr. 7.
NB. Diejenigen Mitglieder, welche noch Karten vom Ball haben, werden ersucht, baldigst mit dem Kassierer abzurechnen.

Der Kampf um die Parteikrippe.

Ein bekanntes Thema. Zum Ursprung führt in die wo das Wachsthum der sozialdemokratischen Partei Unternehmungen und deren Bedeutung, die feste Stellung geeigneter Personen für die Ausübung bestimmter Funktionen (Verwaltung, Press-, Agitation) machte. Seit Jahren wird dieses Thema in Verbindung mit einem anderen, das da lautet „Verbindung der Arbeitergrößen“, in der öffentlichen Presse abgehandelt. Leider hat dieselbe immer darauf berufen können, daß in den Reihen unserer Partei selbst Leute aufgefunden sind, die was zu erzählen wußten über „Partei-pressenreberie“ und „Parteiabschwörung“.

Wir kennen dieses Unwesen seit dreißig Jahren; es in unserer eigenen Partei stets Leute gegeben, die sich desselben gegen Angestellte der Partei oder Gewerkschaften schuldig gemacht haben. Man muß eine Dröselgerichte genaue Zeit mit durchleben haben, um wissen zu können, wie sehr mitunter Unwissenheit, Vorwitz und — was noch schlimmer ist — kleinlicher Eifersucht und Mißgunst, niedrige persönliche Ehrlichkeit unter thörichtem oder heuchlerischer Meinung auf die „sozialdemokratischen Prinzipien“ sich verflüchtigen haben gegen Männer, die „an der Parteikrippe sitzen“, d. h. ihre Arbeitskraft schenken, und zwar gegen Bezahlung der Partei widmen.

Es würde deshalb ungerecht sein, den Gegnern allein an dem Unwesen die Schuld zu geben. Längst schon sind die Gegner davon abgelaufen, wenn es sich aus unserer eigenen Partei heraus immer wieder aufs Neue belebt worden wäre von einzelnen Elementen, die das Bedürfnis hatten, ihren Vortheilen Rechnung zu tragen oder, unläuterer Motiven wegen, in demagogischer Weise sich zu geriren als „Reformatoren“ und „Retter“ der Prinzipien und der Partei. Sehr viele solcher Fälle könnten wir anführen. Aber leider hat es den Anschein, als greife das Unwesen immer mehr um sich, statt mehr und mehr zu verschwinden. Wir wundern uns nicht, in der „Köln. Ztg.“ einen Artikel zu finden, der durch dasselbe veranlaßt worden ist und deshalb wohl der Beachtung werth ist. Er beginnt mit folgenden Auslassungen:

„Der Kampf um die Parteikrippe ist in der deutschen Sozialdemokratie durch das feste Zusammenhalten der Hauptführer bis jetzt in verhältnismäßig ruhigen Grenzen gehalten worden. Wie weit die die auseinanderstrebenden Elemente zusammenhaltende Sorge vor staatlichen Ausnahmegesetzen dazu beigetragen haben mag, wollen wir hier nicht untersuchen. Ganz gewiß verdanken die sozialdemokratischen Parteigrößen die Disziplin der ihnen folgenden Arbeitermassen und damit die Sicherung ihrer eigenen Existenz nicht zuletzt dem erziehlischen Einfluß des so arg verfallenen Militarismus, (???) soweit gediente Leute in ihren Reihen stehen. Noch erziehlischer wirken allerdings diejenigen Theile des Militarismus, die unabhängig von der Sozialdemokratie sind; der Respekt vor dem inoffiziellen Heer der aktiven Soldaten wird wohl die Hauptschuld an der im Uebrigen anerkanntwerthen Disziplin

der Sozialdemokraten tragen. Trotzdem beginnt auch für die gegenwärtigen Parteiführer die Mahnung immer beherziger zu werden, daß wer steht, stehen möge, daß er nicht falle. Diese Mahnung sollte zwar nur im bürgerlichen Staat berechtigt sein, wo es häufiger vorkommt, daß dem Verdienste nicht seine Krone wird, wo es deshalb am besten ist, mehr zu thun als seine Schuldigkeit, ausgenommen vielleicht für den Beamten. Im Zukunftsstaat aber scheinen die Lehren und Würden noch unverhältnismäßig unsicherer werden zu sollen als jetzt, weil sie von der Volksgunst vergeben werden, der ewig wandelbaren, unsicheren, ungerichteten aura popularis. (Volksgunst.) Die alten Herren der Sozialdemokratie scheinen wirklich alt geworden zu sein und selbst den eigenen Parteigenossen langweilig zu werden. Die Art, wie man besonders Liebknecht behandelt hat und noch behandelt, erweckt gerade keine Hochachtung vor dem menschlichen Charakter seiner parteipolitischen Erben, denen er vom Standpunkt der Sozialdemokratie aus einen beträchtlichen Verfall, mit vielen Opfern erworben, hinterläßt. Ein junges Geschlecht drängt auch hier sich in den Vordergrund, das ohne die Erfahrungen der alten Führer von der Widerstandskraft der angeblich so morschen Gesellschaft zu unüberlegten Gewaltstößen neigt und in der Eile nach materiellen Vortheilen, nach rassistischen Vergünstigungen und uneingeschränkten Genuss sein einziges soziales Ideal erblickt.

„Die Sozialdemokratie ist eine Vergünstigungs-Partei im vollen Sinne des Wortes geworden; „freut sich des Lebens“, so erlingt es überall, wo sie zusammenkommt. „Spielt, trinkt, singt, liebt, soviel ihr wollt; ruiniert euch, so schnell ihr könnt; je schneller ihr euch ruiniert, desto mehr dient ihr dem wohlverstandenen Interesse der Sozialdemokratie.“

„Die Sozialdemokratie will keine guten Haushalter und brandmarkt sie als Bourgeois. So wird der Bourgeois in stiller Beziehung ein Ehrentitel.“

Was das nationalliberale Blatt zu dieser Betrachtung veranlaßt hat? Der leidige Streit unter den Parteigenossen in Solingen, dessen Mittelpunkt der Abgeordnete Schumacher bildet, dem die Opposition vorwirft, ein „Bourgeois“ zu sein, wie die „Köln. Ztg.“ erklärt.

Voilà tout (das ist Alles), um beim Französischen zu bleiben, ein „Bourgeois“. Das Wort ist für Elemente der erwähnten Art in unserer Partei ein Schlagwort geworden, mit dem sie jeden zu „treffen“ pflegen, der nach ihrer Ansicht das „proletarische Bewußtsein verloren“ hat, weil er gesellschaftliche Neigungen, Bedürfnisse und Anschauungen hat, die ihnen nicht konveniren. Wer für seine der Partei gewidmeten Leistungen anständig, oder halbwegs anständig bezahlt wird, besser, als ein Proletarier der Werkstatt, muß es sich unter Umständen gefallen lassen, von einem lebenswürdigen Genossen als „Bourgeois“ bezeichnet und in Verurtheilung zu werden. Es würde thöricht sein, dieses Unwesen, welches in unserer eigenen Partei existirt, verheimlichen zu wollen. Hat es doch selbst schon auf unseren Parteikongressen sich ganz öffentlich breit zu machen versucht.

Der Unterschied zwischen der Praxis dieser Elemente und der, welche die „Köln. Ztg.“ übt, ist der: sie beschuldigen die „Führer“, auf „Kosten der Arbeiter“ ein Leben „herzlich und in Freuden“ zu führen, während das Kapitalistenblatt die Masse der Parteigenossen beschuldigt, „nur materielle Vortheile“ und „Vergünstigungen“ als „Ideal“ zu haben.

So ungerecht jene sind, so ungerecht ist auch die „Köln. Ztg.“. Die „Gier“ der Sozialdemokraten nach „materiellen Vortheilen“, sie ist nichts Anderes, als das durchaus berechtigte Bestreben, ihr Arbeitsverkommen zu erhöhen, und zwar lediglich vom Ertrag der eigenen Leistungen. Ihre Vergünstigungen können im Punkte des Anstandes und der Solidacität der besseren Gesellschaft zum Muster dienen. Und das Maß dieser Vergünstigungen ist ein verhältnismäßig recht bescheidenes.

Nun finden wir es menschlich ganz begreiflich, wenn Arbeiter, die genöthigt sind, mit geringem Lohn auszukommen, meinen, der Parteiangestellte brauche auch kein höheres Einkommen. Aber nur sollte man sich vernünftigerweise hüten, diese Meinung auf „sozialdemokratische Prinzipien“ stützen zu wollen. Man erzielt damit nur den Vortheil für unsere Gegner, daß sie fälschlich „demonstriren“ können, wie sehr diese Prinzipien zu einer „Vergewaltigung der freien Persönlichkeit“ und des „Werthes aller Arbeit“ führen.

Die „Köln. Ztg.“ schließt willkürlich und ungerecht von dem gekennzeichneten Treiben Einzelner auf die Masse der Sozialdemokraten. Diese Masse ist immer weit davon entfernt gewesen, in das thörichte und gehässige Geschrei über die „Parteikrippenwirtschaft“ einzustimmen, sie hat sich gegen die „Krippensitzer“ noch niemals ungerecht gezeigt und mit Keimern und Würden nie ein verächtliches Spinnspiel getrieben. Immer waren es nur einige Wenige, die das Geschrei erhoben und damit die Welt erfüllten, um von der gerechter und vernünftiger denkenden Masse alsbald zum Schweigen gebracht zu werden. Aber die Gegner gewannen daraus immer Anlaß, zu verfluchen: daß es in der Sozialdemokratie „gewaltig gähre.“ So versichert die „Köln. Ztg.“ am Schluß ihres Artikels:

„Der Wunsch nach Zulassung zu den Parteikrippen beginnt der wesentlichste Streitpunkt in der deutschen Sozialdemokratie zu werden, die damit ihrem Zerfall mit Riesenschritten entgegensteht. Es wäre thöricht, sie darin aufhalten zu wollen.“

Freilich, jeder sogenannte „Parteikrippenstreit“ ist den Gegnern noch immer sehr erwünscht gewesen. Sie haben ihn nach Kräften ausgenutzt und zu schüren versucht und den Urhebern Wasser auf die Mühle gegeben. Aber die Entwicklung unserer Partei ist durch das Unwesen nicht aufgehalten worden, weil die Masse der Parteigenossen nicht die „wandelbaren“, „unsicheren“ und „ungerechten“ Elemente sind, als welche sie das rheinische Kapitalistenblatt hinzustellen beliebt. Allerdings würde unsere Partei nur dabei gewinnen können, wenn sie es fertig brächte, Streitigkeiten der in Rede stehenden Art aus ihren Reihen fernzuhalten. Wir sagten, daß dieselben zuzunehmen scheinen. Eine allerdings unangenehme, aber keine entmuthigende Erfahrung. Was an ungesunden Meinungen und Neigungen in der

Für Chron und Altar.

Von Marc Monier.
Aus dem Französischen von Aug. Seine.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)
Am Morgen erblickte ich auch zum ersten Male im Tageslicht Carmele und zwar in Frauenkleidern. Sie hatte sich allerdings seit Wochen nicht gewaschen und nicht gekämmt. Ihr Anzug bestand aus einem offenem Hemd und kurzen Röckchen. Schuhe waren ihr zuwider. Dahingegen hatte sie sich — wahrscheinlich mir zu Ehren — mit dem ganzen Schatz des beraubten Goldwarenhändlers behängt. Auf dem ungekämmten Haupte prangte ein goldenes Diadem (Diamantschmuck), Perlenohrringe, neue verschiedene goldene Ketten um den Hals und ebensoviele verschiedene Goldarmbänder und dergleichen Klumpen und klapperten an ihr herum. Bei all diesem Unsinne sah der kleine schwarze Teufel doch sehr verführerisch aus.

„Hast Du Hunger?“ frug sie mich. — Das altlateinische „Du“ hat sich nämlich in der Sprache der italienischen Gebirgsbauern erhalten.
Sie brachte ein paar Töpfe und Schüsseln herbei. „Rein mein Kind, bevor ich esse und trinke, möchte ich mich zuerst waschen.“
Sie verstand offenbar den Sinn meiner Worte nicht. Ich hatte aber in dem Dunkel der Nacht das Plätschern eines nahen Baches vernommen.
Ich stieg aus der Höhle ans Tageslicht und war überrascht von dem herrlichen Anblick. Ringsum Gebirge. Meine neuen Freunde hatten sich meist an dem Ufer des murmelnden Baches gelagert.
Man konnte sich nichts Angenehmeres vorstellen als

ein solches freies Leben, wie man hier führte. Die Schattenseite habe ich erst später kennen gelernt.
Ich ging an den Bach, wusch mich mit Seife und reinigte überhaupt meinen äußeren Menschen in einer Weise, wie es ein gebildeter Mensch der heutigen Zeit gewohnt ist.
Carmele sah alle dem mit größter Bewunderung zu. Solch einem gründlichen Reinigungsprozeß hatte sie wahrscheinlich noch nicht beigewohnt. Sie blickte ihre eigenen Hände an und wurde roth vor Scham. Sie stürzte fort und kam bald ohne alles Gold- und Diamantgeklimmer wieder angelaufen. Ich ließ ihr all meine Utensilien. Sie wusch und badete sich in dem Wasser des frischen Gebirgsbaches und als sie so gewaschen, gekämmt und ihre weißen Zähne zeigend lächelnd vor mir stand, war sie ohne allen Goldplunder wahrhaft reizend. Nein, mehr als reizend, Carmele war eine vollendete Schönheit.
Was sind gegen diese Tochter der Natur die berühmten Schönheiten unserer Ballsäle und unserer Theater, weiter nichts als verkrüppelte Menschenleiber. Nur wer nie Corset oder Strumpfbänder getragen, wie die Töchter Griechenlands kann normale Glieder haben, welche die Grundbedingungen der Schönheit sind, und ein vollkommen schöner Fuß findet sich nur unter den Mädchen des „gemeinen Volkes“ in Italien, welche nie einen Schuh gekannt haben. Die abschreckendste Häßlichkeit liegt für den Künstler in der Westpantaille, die durch das Schnüren hervorgerufen; sie ist für den Künstler mindestens so abscheulich, wie für uns die verkrüppelten Füße der Chinesinnen, oder die lang herabgezogenen Ohrlappen afrikanischer Damen. Kurz, wenn die Kunst etwas schaffen will, das auf Unsterblichkeit Anspruch machen kann, so muß sie ihre Studien nicht in den Boudoirs der höheren Stände suchen, sondern sie muß sich im Volk des Hoch-

gebirges nach unverdorbenen Gestalten umsehen, welche es würdig sind, Modelle zu sein.
„Bravo!“ rief ich Carmele zu.
„Carmele — Carmele“ — hörten wir plötzlich die Stimme des Kapitäns ungeduldig aus der Höhle her erschallen und einen Augenblick darauf erblickten wir das von Eifersucht verzerrte Gesicht Trombarbos aus der Deffnung der Höhle. Der Kopf Trombarbos verschwand, als Carmele lachte, allein dieses erste Ereigniß meiner Anwesenheit in der Truppe der „Kämpfer für Chron und Altar“ war mir eine Warnung für mein weiteres Verhalten.
Ich vermied Carmele beständig, so gut es ging, und wechselte kein Wort mit ihr. Je mir ich sie jedoch mied, desto mehr lief sie mir nach. — Die Frauenleute sind ja eben auf der ganzen Welt dieselben. Es bedurfte meiner ganzen Diplomatie, um mich und sie vor Trombarbo nicht bloßzustellen, denn, wie bereits erwähnt — das Stilet (Dolch) eines italienischen Liebhabers, ist ein unangenehmes Ding für einen Nebenbuhler.
Was meine übrigen Kameraden anbelangt, so waren das alles wackere Leute, sie hatten hier und da Malheur gehabt, wie sie sich ausdrückten. Der Unter-Lieutenant zum Beispiel war ein Maurer. Er hatte mit seinem Maurerhammer einem Oberstaatsarzt den Schädel eingeworfen. Die Sache war so gekommen: Der Oberstaatsarzt hatte die jungen Leute zu untersuchen, ob sie militärtauglich wären. Wer Geld herausrückte, litt bei ihm dann an allen möglichen, und unmöglichen Krankheiten. Manchmal gab er seinen Militär-unfreiwilligen auch allerlei Mittel ein und versuchte dadurch Ausschlag, Geschwüre und dergleichen, so daß die Militär-Kommission solche von der Revision fortjagte, ohne daß der Arzt mit dem anderen seinen Profit hätte theilen müssen. Daß der brave Menschenfreund von Arzt seine Arbeit nicht um-

Partei vorhanden ist, daß muß eben heraus. Jedoch wird die so oft erprobte urmächtigste Kraft der Partei darunter nicht leiden. Ihr allgemeiner Gesundheitszustand ist ein zu guter, als daß einzelne Mitglieder im Stande wären, denselben zu untergraben. Die „Klin. Mtg.“ wird auf den von ihr prophezeiten „Berfall mit Riesenschritten“ vergebens warten.
(„Hamburger Echo“.)

Soziales und Partei-Leben.

Zum Todestag der englischen Metallarbeiter. Das Komitee veröffentlicht folgenden Aufruf:
An die deutsche Arbeiterschaft!
Kameraden! Ihr werdet durch die Tagespresse und eure Fachorgane genügend unterrichtet sein, welchen schweren Kampf wir gegenwärtig auszufechten haben. Die vereinigten Unternehmer setzen alle Hebel in Bewegung, damit wir das uns vorschwebende Ziel: den Achtstundentag, nicht erreichen. Der Führer in dem Kampfe gegen uns ist ein Deutscher, Herr Siemens. Wie wir erfahren, sollen einige seiner Arbeiter, Namens Doerner und Josky, jetzt nach Deutschland gesandt werden, um deutsche Arbeiter für die Siemens'schen Werke in England anzuwerben. Kameraden! Wir wissen diese Mitteilung wird genügen, Euch zu veranlassen, daß Ihr alle eure Kräfte anspannt, um die Absichten der Unternehmer zu vereiteln. Des Ferneren sei darauf aufmerksam gemacht, daß ein „deutsch-christliches Institut“ in der Leman Street, Whitechapel, London E., sich besondere Mühe giebt, die Herren Unternehmer durch Zuweisung von Arbeitskräften zu unterstützen. Kameraden! Es soll dabei aber nicht vergessen werden, zu betonen, daß der größte Theil unserer deutschen Kollegen hier am Platze uns in der besten Weise unterstützt. Sie kämpfen Schulter an Schulter mit uns und das selbe hoffen wir von Euch. Laßt Euch von den Versprechungen der Agenten nicht betören. Haltet den Zugang fern. Unser ist Euer Sieg.

Aus Nah und Fern.

Ein blauesittiger Sittlichkeitsverbrecher ist vom Landgericht Dresden auf Grund § 176, Absatz 3 (Vornahme unzüchtiger Handlungen mit Kindern unter 14 Jahren) des Reichsstrafgesetzbuches zu 1 1/2 Jahren Gefängnis verurtheilt worden. Es ist der 21 Jahre alte Polytechnikumstudent Wilhelm Rudolf Karl Herbert Viger Freiherr Eichler v. Eichron. Das Gesetz droht wegen des in § 176, 3 unter Strafe gesetzten Verbrechens Zuchthausstrafe bis zu 10 Jahren an und nur unter Annahme mildernder Umstände kann Gefängnis nicht unter 6 Monaten verhängt werden. Da die Verhandlung geheim war, läßt sich Näheres nicht feststellen. Recht auffällig ist, daß bis jetzt keins der bürgerlichen Blätter über die Sache berichtet hat. Sonst wird doch gerade über die Vorgänge im Gerichtssaal alles haarklein registriert. Warum hier nicht?

Das bittere Glend in seiner traurigsten Gestalt, so berichten ober-schlesische Blätter über eine Rationierer Gerichtsverhandlung, konnte man am Dienstag vor der hiesigen Strafkammer sehen. Auf Krücken schleppte sich der Arbeiter Johann Göblich aus Glatz, Kreis Leobschütz, in den Gerichtssaal und in den Raum für die Angeklagten. Die Anklage legte ihm eine Beleidigung des Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalt für die Provinz Schlesien zur Last. Der Angeklagte hatte sich, als er nach einer schweren Krankheit arbeitsunfähig wurde,

sonst that, kann man ihm ja nicht verdenken, denn er hatte Frau und Kinder zu ernähren, und er selbst wollte ebenfalls leben und auch gerade nicht so ganz schlecht.

So kam auch eines Tages die Mutter unseres jungen Maurers und brachte dem Arzt einen Korb Eier, einen Sack Weizenmehl, Butter, Würste und dergleichen. „Ich bin eine arme Frau“, sagte sie, „mein Gaetan ist meine einzige Stütze. Sorgt doch dafür, daß er nicht Soldat zu werden braucht, die heilige Mutter Gottes wird's Euch verlohnen.“

„Aber Alte“, entgegnete der Stabsarzt, „für so wenig, das könnt Ihr nicht verlangen. Ich habe drei Kinder und vier Töchter (die Töchter rechnete er nicht zu seinen Kindern), und da reichen wir ja keine acht Tage mit dem da.“

Die arme Frau kehrte bekümmert nach Hause zurück, sie verkaufte, was sie hatte, selbst ihr silbernes Kreuzifix, und schleppte alles, was sie erkrummen und ertragen konnte, zu dem Mann, von welchem sie Rettung vom Militärdienst für ihren Sohn erwartete.

„Na, es ist zwar nicht der Rede werth, was Ihr da angeschleppt bringt“, meinte der Stabsarzt, „allein ich will auch nicht so sein, was thuet man nicht aus Gutherzigkeit und Nächstenliebe — Euer Sohn soll kein Soldat werden.“

Stellt Euch die Freude der armen Frau vor! Und wirklich, ihr Sohn blieb frei, allein die Freude dauerte nicht lange. Eines Tages erhielt er so einen kleinen Papierwisch, da stand darauf, daß er sich unfehlbar sofort in der Garnison zu stellen.

Er lief in voller Wuth zum Stabsarzt, allein er fand die Thür geschlossen. Er klopfte wie wahnsinnig, bis die Frau Doctor zum Fenster herausguckte und ihm zurief, er solle sich fortsetzen, sonst würde sie zur Polizei schicken, auch sei ihr Mann nicht zu Hause.

an diese Anstalt mit der Bitte um Zuweisung der Rente gewandt. Da er aber nur 182 Markten geliebt hatte, also die vorchriftsmäßige Zahl von $5 \times 47 = 235$ Markten nicht aufweisen konnte, wurde er abschlägig beschieden. Wiederholte Reklamationen halfen nichts, und schließlich ließ sich Göblich hinreißen, die Anstalt eine „Betrugsanstalt“ zu nennen. Eine Woche Gefängnis war die Strafe für diese Beleidigung.

Familientragödie. Aus Gießen wird berichtet: Als am Donnerstag früh der Laden des Kolonialwaarenhändlers Noll nicht wie gewöhnlich geöffnet wurde und das Dienstmädchen auf ein Klopfen keine Antwort erhielt, wurden ein in der Nachbarschaft wohnender Arzt und ein Schlosser geholt. Als der Schlosser die Thür geöffnet hatte, bot sich den Eintretenden ein entsetzlicher Anblick dar. An der Thür hing Noll, im Bett lag leise wimmernd und blutüberströmt seine Gattin. Vor dem Bett lag das neunjährige Söhnchen mit zerquetsertem Schädel todt. Die beiden anderen Kinder, ein Mädchen von 10 und ein Knabe von vier Jahren gaben noch schwache Lebenszeichen von sich. Allen war mit einem Beil oder großem Hammer der Schädel zertrümmert. Noll und der bereits todt Knabe wurden in die Leichenhalle, alle Uebrigen in die chirurgische Universitätsklinik geschafft. Hoffnung auf Wiederherstellung soll bei keinem der Verletzten bestehen. Noll hat einen Brief hinterlassen, aus dem hervorgeht, daß er in geistesgestörtem Zustand die entsetzliche That beging. Er hat befürchtet, dereinst in eine Irrenanstalt zu müssen. Um diesem Schicksal zu entgehen, wollte er lieber schon jetzt mit den Seinen gemeinsam aus dem Leben scheiden. Noll war ein allgemein geachteter Mann, der allerdings schon vor mehreren Jahren einen Selbstmordversuch unternahm, indem er sich die Pulsadern zu öffnen versuchte. Die Nachrichten über seine Vermögensverhältnisse widersprechen sich durchweg. Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Mann mit seinem kleinen Mädchen auf Rosen gebettet war.

Ein Jahr Gefängnis. Der junge Postbote in Krosdorf, der seiner Zeit wegen Unterschlagung in Haft genommen wurde, ist jetzt in Weßlar zu einem Jahre Gefängnis verurtheilt worden. Die veruntreuten Gelder beliefen sich auf etwa 80 bis 100 Mk. Der unglückliche Mensch bezog bekanntlich für zwei Gänge, die er täglich in Krosdorf und Gleiberg zu besorgen hatte, sage und schreibe dreißig Pfennige. Wir sagten schon bei der Verhaftung, daß es ein Wunder zu nennen sei, wenn ein Mensch bei einer derartigen Bezahlung keine Veruntreuungen begangen hätte!

Angenehme Justiz. In besonderer Weise scheint in Markwerben bei Weiskensels die Rechtspflege ausgeübt zu werden. In unmittelbarer Nähe dieses Ortes prangt eine Warnungstafel mit folgender Inschrift: „Wer dieses Grundstück hier betritt, zahlt auf der Stelle acht Groschen; und sollt' er's Geld nicht haben mit, dann wird er recht gedroschen. Der Wesiher.“

Opfer des Schießens. Die dumme, alte Sitte, bei Hochzeiten zu schießen, hat in Münster (Westfalen) ein Menschenleben zum Opfer gefordert. Es war eine junge Frau, Mutter von zwei Kindern, welche in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Vuir bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier erschossen wurde. Der Hochzeitszug hatte eben die Kirche verlassen, als einige junge, des Schießens noch unkundige Leute Schüsse abgaben, und zwar mit scharfen Patronen! Die junge Frau lag im Fenster in einer Entfernung von 100 Metern, als eine Kugel ihr das Herz durchbohrte. Sie starb sofort. Die Leiche fiel auf ein kleines Kind, welches beinahe erstickt wäre, wenn nicht sehr bald Leute zur Stelle gewesen wären.

Der Maurer setzte sich gegenüber in eine Weinstube und wartete und wartete, bis der Doctor nach Hause käme. Er kam aber nicht, denn er war gar nicht fort gewesen. Abends aber lehnte er sich mit der langen Pfeife zum Fenster heraus. Da flog ihm ein Maurerhammer an den Kopf.

Gaetan flüchtete sich hinten über die Mauer und ins Gebirge. Er trug seiner Mutter alle Monate zu, was er erbeutet hatte. Die Nachbarn hüteten sich, etwas zu sehen.

War dieser Maurer ein kreuzbraver Teufel, so war der Feldwebel von ganz anderer Art. Er war ein Kunstmaler und man nannte ihn Tartaglia. Allein ich meine, das war sein Theatername. Er stammte aus Sizilien und war der Gebildetste von allen. Er hatte offenbar eine höhere Schulbildung genossen, doch er war auf Abwege gerathen. — Er war auf Abwege gerathen dadurch, daß er über die Ungerechtigkeit der gegenwärtigen menschlichen Zustände nachgedacht hatte. Das war sein Unglück geworden, denn er war dadurch zu einem haßbegehrten Feind der gegenwärtigen Kultur geworden.

Er war, wie gesagt, Maler und hatte beständig Kirchenwände und Altäre bemalt, wer hatte es ihm geheißen, die Klosterbibliotheken durchzustöbern und sich an dort versteckten verbotenen Büchern zum Gottesleugner und Regierungsfeind zu lesen. Wenn er seine Meinung für sich behalten hätte, so hätte es nichts geschadet. Und wenn er nur die Mönche und die Geistlichen im Vertrauen damit geuzt hätte, so hätte man darüber gelacht. Aber solche Lehren Abends den Bauern und Landarbeitern zu predigen, wie er es that, das konnte doch von den Stützen der Ordnung des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft unmöglich geduldet werden. Er wurde daher bald von der Geistlichkeit hinausgeworfen und förmlich in den Bann gethan. So wurde er trotz seines Talents

Das Goldfieber. Mit dämonischer Gewalt breitet das Goldfieber, das in dem Klondyke-Gebiet des Alaska seinen Ursprung hat und das aller Vordenker nach viele Abenteurer in Tod und Verderben stürzen über Amerika aus. Trotz der Warnungen von Vätern die mit dem Lande und seinen Schreulichen aus Erfahrung vertraut sind, ergießt sich von der Küste ein förmlicher Strom von Goldsuchern nach Klondyke; dabei aber kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die dort vorhandenen Nahrungsmittel für die bei weitem nicht ausreichen werden und eine Hungersnot unausbleiblich eintreten muß. Angesichts dieser Thatsache steht sich auch die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßt, einen Warnungsruuf zu erlassen, und es von dem Sekretär des Innern, E. N. Bliss, ein ähnliches Rundschreiben nachstehenden Inhalts vor: „Den diesem Departement zugekommenen Nachrichten zufolge sind 3000 Personen mit 2000 Tonnen Gepäck am Eingange des Weissen Passes in Alaska auf die Gelegenheit die Berge am Yukon River zu übersteigen, und noch andere wollen sich ihnen anschließen. Ich halte es ungeeignet, die Aufmerksamkeit aller, die diese Reise beschließen, auf das Glend, die Leiden und Gefahren zu lenken, die ihnen in dieser Jahreszeit selbst nach Klondyke zu erreichen, nachdem sie den Paß überschritten haben, steht ihnen noch eine schwierige Reise auf dem Yukon River von 700 Meilen ohne ausreichende Transportmittel bevor, und es ist zweifelhaft, ob die Reise vollendet werden kann, ehe der Strom durch Eis geschlossen ist. Es drängt mich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Stand der Dinge zu lenken, wegen möglichen sehr ernsten Folgen, die sich ergeben können wenn Leute sich während fünf oder sechs Monate arktischen Winters in Gebirgswildnissen festgehalten sehen, wo Hilfe, wie äußerst nothwendig diese auch wäre, nicht zu erreichen kann.“ Wie nothwendig ein solcher Warnungsruuf ist, ergibt sich u. a. aus der Thatsache, daß sich auch bereits Gesellschaften von Frauen bilden mit Absicht, Expeditionen nach den Goldfeldern von Alaska zu veranstalten. So hat sich in Newyork unter dem Namen „The Womens Klondyke Gold Fields Syndicate“ eine Organisation gebildet, um eine aus Frauen bestehende Expedition nach dem Goldlande ins Leben zu rufen. Angeblich handelt es sich dabei um ein ernstes Geschäft unternehmen, von gebildeten, tüchtigen Frauen eingeleitet. An der Spitze steht Fräulein Helene Barid Boswell, Mitglied verschiedener politischer Klubs. Die Expedition am 1. März abgehen und aus 60 Frauen und einem Mannern bestehen. Die Reise soll nach Seattle Pullmanwagen, dann zu Schiff nach Sitka, von da nach Juneau gehen, wo die Ueberlandreise beginnen wird. Die Ausrüstung wird die beste sein, die Landreise in Washington erfolgen. Die Vorbereitungen werden für einen sechsmonatlichen Aufenthalt getroffen werden. Die Gesamtkosten (ohne Rückfahrt) sind auf 1000 Doll. die Person bemessen. Kochen und arbeiten wollen die Damen nicht dazu werden sie Männer mitnehmen, ebenso auch einen Arzt. Sie werden nach Gold suchen und den „Claims“ ausstecken, dann wollen sie Arbeiter dazu nehmen, Claims weiter zu bearbeiten.

Literarisches.

Der Verlag von M. Ernst in München versendet den Katalog über die bisher erschienenen Bände der „Sammlung geisteswissenschaftlicher Aufsätze“. Wir machen auf diesen trefflich unterrichtenden Katalog alle Freunde aufklärerischer Literatur, insbesondere die Vereiner, u. Bibliothekare aufmerksam. Derselbe ist in jeder Buchhandlung, auch direkt vom Verlage in München frei und unentgeltlich zu erhalten.

ein Landstreicher. Er ließ aber nicht von seiner Ueberzeugung und selbst alle Teufelskautstrebungsversuche, die von frommer Seite mit ihm vorgenommen, hatten nicht das Geringste befehen, ist sicher der Schlimmste von allen Teufeln. So war der gebildete Mann unter diese Verhältnisse gerathen. Kam Tartaglia auf die öffentlichen Versammlungen zu sprechen, so wurde er Feuer und Flamme. Seine Augen rollten. Man fing förmlich an, sich vor ihm zu fürchten.

„Um den Verzweiflungsschrei des Glends zu verstehen“, sagte er zu mir, „muß man selber durch die Tiefen des Proletariats getrocknet sein, muß man als Arbeitsuchender an den Willen der Reichen vorüber den Staub der Landstraße geschluckt haben. Du blickst mit sehnsüchtigen Augen durch das Thorgitter in einen Himmel der Dir auf ewig verschlossen scheint. Mädchen tanzen auf dem Rasen und wenn sie den „Verkommenen“ erblicken, ertönt ihr silberhelles Hohnlachen, der Duft aus der Küche steigt in Deine Nase, Brocken knallen, das Ganze ein Bild des gesättigten Glückes. Schüchtern wagst Du den Versuch, um Arbeit anzufragen, was in solchen Fällen gleichbedeutend ist mit Betteln. Man jagt Dich von der Schwelle wie einen räudigen Hund. Hast Du da nicht die Bombe Deines Grimmes in die friedliche Heimath des Reichen geschleudert und klagtest nicht Gott und die Welt an, daß solche Bomben nicht platzen können?“

Vergesst nicht, ehe Ihr richtet, daß Euer Glück zum Hohn des Unglücklichen wird. Welche Studien der Erniedrigung muß ein Mensch durchgemacht haben, ehe er zum Feind Aller wird und blindhinwüthend wie das Element mit Verderben um sich wirft.

(Fortsetzung folgt.)